

FREUNDE DES
DOM
GYMNASIUMS FREISING

Mitteilungsblatt der Freunde
des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

Dom-Spiegel



Dom-Spiegel - 3. Jahrgang 1995

EDITORIAL

Dieses Jahr erreicht Sie der Dom-Spiegel etwas später. Die Gründe für diese Verzögerung nannte der Vereinsvorsitzende bereits in einem Rundschreiben, das jedem Mitglied zugegangen ist. Es waren also nicht niederschmetternde Kritiken von seiten des Publikums, die den Schriftleiter etwa in Einsatz und Elan frustriert hätten. Im Gegenteil: Dankbar können wir Redakteure diesmal sogar zwei unsere Arbeit bekräftigende Briefe von Freunden des Dom-Gymnasiums abdrucken. Auch für mündliche Anerkennug, soweit sie gezollt wurde, möchten wir uns ausdrücklich bedanken. Jetzt aber zur Seite mit dem Weihrauchfaß! Nun denn! „Freund“ leitet sich, mal rein etymologisch betrachtet, von einem germanischen Verb her, das im Gotischen als „frijon“ „lieben“ belegt ist. Freunde des Dom-Gymnasiums, also im ursprünglichen Sinne „Liebende“, hegen Sympathie, übersehen Schwächen oder interpretieren sie ins Positive um. Da legt die Presse schon schonungsloser ihren leternschwarzen Finger auf die Wunde. In den FNN vom Donnerstag, den 17. Februar 1994 (Süddeutsche Zeitung Nr. 39), Seite 5 informiert ein Artikel über das, was sich ein Leser des Dom-Spiegels mit der Lektüre ebendesselben antut: „Hochgebildet wird über »Das christliche Menschenbild« sinniert, da geht es um Sokrates und die Demokratie, Latein und Bibelzitate werden verschwendet... und natürlich hat alles einen Bezug zur Schule“. Diese zwischen Bericht und Kommentierung irritierend changierende Aussage zwingt natürlich zur Selbstanalyse. Hätte

man das nicht als Schriftleiter verhindern müssen, daß hochgebildet über „das christliche Menschenbild“ sinniert wird, fragt man sich ganz zerknirscht. Hätte man nicht im voraus wissen müssen, daß der Verfasser des Artikels, Weihbischof Engelbert Siebler, hochgebildet ist und nicht schreinemakert oder als Blödelbarde das Thema auswaalkt. Und die Bibelzitatverschwendung - das mußte doch auffallen! Engelbert Siebler schreibt zwar nirgends über Sokrates und vergeudet auch kein Latein - aber in dem 40 Seiten umfassenden Heft stoßen einem tatsächlich so hochgebildete Wörter wie Sokrates und Demokratie und Lateinisches auf. Und das, wo es doch um ein so schlichtes Thema wie „Ethik und Moral“ geht. Selbstredend macht man sich da seine Gedanken. Sollte man Herrn Staatsminister Hans Zehetmair, der diesmal den Leitartikel verfaßte, gleich vorab bitten, darauf zu achten, nicht hochgebildet zu sein und schon gar nicht in dieser Art und Weise vielleicht noch schulbezogen zu sinnieren? Oder sollte man Herrn Professor Glaser, der sich zum Leitthema äußert, auffordern, zuerst Zeitung zu lesen, um sich ihr stilistisch angleichen zu können? Ehrlich, dieses Problem kostete den Schriftleiter nicht so viele Tage der Besinnung und schlaflose Nächte, daß deswegen der Dom-Spiegel erst jetzt in Ihren Händen ist. Kurz und gut: Auch auf die Gefahr hin, als bok-



kiger und unverbesserlicher Sympathisant von Niveau geschraubt zu werden, gab er sich keinem Lernprozeß hin, sondern hat wiederum nur ein Blatt vorzulegen, das in gewohnter Weise Ausführungen zum Leitthema und Informationen über Schulalltag und Schulgeschichte bringt.

Leitthema Europa - Das Zusammenwachsen Europas ist eine Herausforderung für Politik und Gesellschaft und damit natürlich für die Schule. Der weitere Einigungsprozeß, Konsequenzen, Chancen und Probleme wie Gefahren - all das wird diesmal aus verschiedenen Perspektiven ins Blickfeld gerückt. Schule hat ja die Aufgabe, die ihr anvertrauten jungen Menschen kompetent zu machen, all das, was die Zukunft, die Zukunft in einem vereinten Europa bringt, prägend und aktiv gestaltend zu bewältigen. Es ist also ein Thema, das alle angeht, aber für die Schule immer größere Bedeutung gewinnen wird.

Vielleicht ist auch sonst einiges für Sie Interessantes und Interessierendes zu entdecken.

Viel Spaß trotz des unterstellten Niveaus beim Lesen

Peter Waltner

Inhaltsverzeichnis

Editorial - (P.Waltner)	2
Leitartikel - Föderalismus in einem geeinten Europa (H.Zehetmair)	3
Glosse - Ist Europa eine Wiederentdeckung wert? (P.Waltner)	4
Interview - mit Georg Lohmeier (A.Schmid)	5
Zum Thema - Europäisierung als kultureller Prozeß: Chancen und Risiken (H.Glaser)	11
Vox Discipulorum - Europa (A.Weiß)	15
Schüleraufsatz - Als Schüler einer Europaschule	16
Gratulation - für OstD Hans Niedermayer (R.Jungwirth, F.Herrmann, Dom-Report)	17
Nachgefragt - Marie Antonie Goldhofer (M.Musiol)	19
Internes - Aus dem Vereinsleben (M.Gleixner)	22
Bücherecke	23
Leserbriefe	24
Archivalia	25
Im Spiegel der Presse	31
Schwarzes Brett	40
Beitrittsformular	41

Föderalismus in einem geeinten Europa

Schon die Verfasser des Grundgesetzes wollten ganz bewußt starke Länder; schließlich konstituieren in unserer Bundesrepublik die Länder den Bund und nicht umgekehrt. In keinem anderen Staat Europas ist die Idee des Föderalismus so weit verwirklicht wie bei uns; nur in Deutschland haben die Länder Staatsqualität, ausgestattet mit einer eigenen, nicht vom Bund abgeleiteten Hoheitsmacht.

Ein solcher lebendiger Föderalismus kann gleichzeitig ein Leitbild für die europäische Einigung sein. Gerade vor dem Hintergrund des Zusammenwachsens Europas, des neuen Artikels 23 Grundgesetz, der die Europäische Union behandelt, ist die jüngste Bund-Länder-Debatte über die Gesetzgebungsbefugnisse der Länder ja auch zu sehen. Das zukünftige Europa braucht Vielfalt, keine Hierarchie.

Dies gilt vor allem auch für die Kulturhoheit. In unserer Bundesrepublik liegt diese bei den Ländern, und so soll es auch bleiben. Gerade uns in Bayern muß das ein Anliegen sein. Eine Zentralisierung der Bildungspolitik in den Händen des Bundes könnte nur eine Angleichung an den kleinstmöglichen gemeinsamen Nenner bedeuten. Aber der Freistaat Bayern ist stolz auf die bewährte Qualität seines Schulwesens. Wären wir gezwungen, uns an das Niveau und die Bestimmungen mancher anderer Länder anzugleichen, so wäre damit letztlich niemandem gedient - nicht den zukünftigen Arbeitgebern und damit genauso wenig den Absolventen unserer Schulen.

Mancherorts existieren nun Ängste, daß auch aus Brüssel ähnliche Töne kommen könnten wie aus Bonn oder Berlin, daß die Europäische Union versuchen könnte, ihre Entscheidungsbefugnis gerade auch im Bildungs- und Kulturbereich auszudehnen. Es gibt freilich im Vertragstext von Maastricht zwei Artikel (126 und 127), die sich mit „Allgemeiner und beruflicher Bildung und Jugend“ befassen. Doch Artikel 126, Ziffer 1, besagt ausdrücklich:

„Die Gemeinschaft trägt zur Entwicklung einer qualitativ hochstehenden Bildung dadurch bei, daß sie die Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedsstaaten fördert und die Tätigkeit der Mitgliedsstaaten unter strikter Beachtung der Verantwortung der Mitgliedsstaaten für die Lehrinhalte und die Gestaltung des Bildungssystems sowie der Vielfalt ihrer Kulturen und Sprachen erforderlichenfalls unterstützt und ergänzt.“

Es ist nicht zuletzt der Initiative der Länder zu verdanken, daß hier einem europäischen Bildungszentralismus sehr wirkungsvoll vorgebeugt werden konnte. Die Kulturhoheit ist und bleibt in der Bundesrepublik Deutschland das Kernstück der Eigenstaatlichkeit der Länder. Der Wettbewerb der Bildungssysteme und kulturellen Förderungen spricht für den Föderalismus im kulturellen Bereich, und vor allem können nur so wirklich bürgernahe und vor Ort nachvollziehbare Entscheidungen getroffen werden.

Europa ist in der Schule selbstverständlich ein Thema von größter Wichtigkeit, und es wird auch entsprechend berücksichtigt. Ich nenne hier beispielsweise das pädagogische Schwerpunktthema „Europa entdecken - Einheit und Vielfalt“; ich nenne die Förderung von Fremdsprachen in Grund-, Real- und Berufsschulen, vor allem aber auch den Schulversuch „Europäisches Gymnasium“, der inzwischen in zwölf

Schulen mit großem Erfolg läuft. Es ist die Verantwortung der Bildungspolitik, unsere bayerischen Schüler bestmöglich für ihr Leben im Europa der Zukunft vorzubereiten. Das heißt aber nicht, daß wir jetzt auch in unserem Bildungswesen alles über den europäischen Kamm scheren dürfen. Die Lebendigkeit Europas beruhte immer auf seiner Vielfalt. Wie sehr zentrale Planungsinstanzen versagen können, haben wir zur Genüge in der DDR erleben müssen. Jede bürokratische und zentralistische Vorgabe führt längerfristig lediglich zu einer Vereinheitlichung und damit zu einer Verarmung des kulturellen Lebens.

Ich plädiere hier freilich nicht für einen engstirnigen Provinzialismus. In wichtigen Bereichen wird selbstverständlich ein einheitliches europäisches Vorgehen notwendig werden, etwa bei der Verbrechensbekämpfung oder beim Umweltschutz. Aber gerade Bildung und Kultur dürfen nicht von oben aufgepropft werden. Kultur entsteht und wächst in ihrer ganzen Vielfalt in den kleinen Räumen und muß auch dort gepflegt werden. Das engere Lebensumfeld, die Heimat, schafft Möglichkeiten der Identifikation, und gerade heute, in einer Zeit allgemeiner Verunsicherung, dürfen und können wir auch auf dem Weg zur europäischen Integration auf diese Orientierungspunkte nicht verzichten. Die Bildungshoheit der Länder wiederum garantiert die Vielfalt Europas und trägt - nicht zuletzt auch aufgrund des Wettbewerbs der Bildungssysteme - zum hohen Stand unseres Bildungswesens bei. Und die „Entwicklung einer qualitativ hochstehenden Bildung“ ist es ja gerade, was der Vertrag über die Europäische Union anstrebt.

Wer Europa in der Schule fördern will, der muß europäische Themen behandeln und Fremdsprachenkenntnisse vertiefen. Beides geschieht bei uns im Freistaat Bayern. Einheitliche Bildungsregelungen dagegen würden dem Geist Europas, dem Gedanken der Einheit in der Vielfalt, völlig zuwiderlaufen. Besondere Schwerpunktsetzungen müssen immer möglich sein. So pflegt Bayern beispielsweise in besonderer Weise die in Europa traditionsreiche Form des Humanistischen Gymnasiums, wie es ja auch am Dom-Gymnasium Freising sichtbar wird. Dies soll auch in der Zukunft so bleiben.

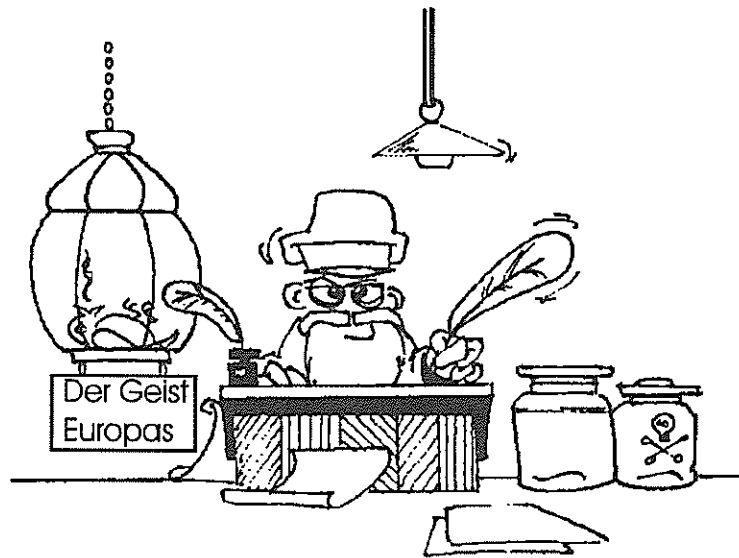
Nur ein starker Föderalismus - und dazu gehört zwingend auch die Kulturhoheit der Länder - kann die besondere europäische Eigenart aufrechterhalten. Der frühere bayerische Ministerpräsident Hanns Seidel hat einmal vom „Recht der kleinen Lebenskreise“ gesprochen; für ihn war Föderalismus gleichbedeutend mit Freiheitsgarantie. Es gibt Anzeichen dafür, daß diese Notwendigkeit inzwischen auch in Brüssel gesehen wird: So sind die Subsidiaritätsklausel im Maastrichter Vertrag und der im März 1994 zusammengetretene Ausschuß der Regionen sicherlich wichtige Schritte auf dem richtigen Weg. Im Interesse der bayerischen Schule, aber auch im Interesse unseres Kontinents müssen wir diesen erfolgreichen Weg des Föderalismus in einem geeinten Europa auch in der Bildungspolitik weitergehen.

(Hans Zehetmair
Bayerischer Staatsminister
für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst,
Stellvertretender Bayerischer Ministerpräsident)

Ist Europa eine Wiederentdeckung wert?

Der Europa-Mythos ist, wenn man Ovid glauben darf, eine Geschichte von Beschiß, Zwangsbeglückung und hehren Zukunftsversprechen: *Iuppiter inque deum de bove versus erat, / taurus init caelum; te, Sidoni, Iuppiter implet, / parsque tuum terrae tertia nomen habet.* Inzwischen hat sich einiges geändert, etwa die Zahl der Erdteile. Auch von göttlicher Liebe zu Europa spricht niemand mehr; Europa ist nicht Objekt der Begierde, die nationalen Freier aus der alten Welt, eh nicht mehr die Jüngsten, die sich in diversen kriegerischen Auseinandersetzungen die Hörner abgestoßen haben, streben einen Verunftehre an. Europa, zu Jahren gekommen, wird nicht geliebt - „Man liebt sich nicht in einen Binnenmarkt“ (Jacques Delors, ehemaliger EG-Präsident) - ihr Heiratsgut jedoch ist interessant und wird kenntnisreich analysiert.

Schlägt man irgendeine der vielen Broschüren auf, mit denen die Bürgerinnen und Bürger aus Bonn und Brüssel beglückt werden, wird stets nach dem gleichen Strickmuster Aufklärungsarbeit betrieben: a) Wir haben schon immer den Wunsch gehabt, Europäer zu sein, haben das bloß in bestimmten Zeiten vergessen: „Europa ist keine Neuschöpfung, es ist eine Wiederentdeckung“ (Prof. Hallstein) b) Welche Vorteile bietet der Binnenmarkt? c) Kann die EU zur Schaffung von Arbeitsplätzen beitragen? d) Welche Vorteile bietet „Maastricht“ den Europäern in naher Zukunft? e) Kann die EU ihre Stellung als Industrie- und Handelsmacht behaupten? und f) und g) und h) und, und, und ... Erraten! Variatio in oeconomicis. Wie sagt man so schön? Da drängt sich die Frage auf! Haben wir immer schon statt eines Herzens einen psychischen Apparat in der Brust gehabt, der fifty-fifty von betriebswirtschaftlichen Überlegungen (Theorie) bzw. von kapitalistischen Verwertungsinteressen (Praxis) gesteuert wird? Oder ist das die Frage der feinsinnigen Versager des Jahrhunderts, der zitenfreudigen Adepten schöngeistiger Traditionen, einhäusig in edler Einfalt und stiller Größe und abgeschirmt von der harten sozioökonomischen Realität im Gespinst des „Guten, Wahren und Schönen“? Waren solche Humboldt-



Der Technokrat bei der Schaffung Europas

Jünger, diese Innerlichkeits-Fatzkes, nicht stets schon die Bremser der Zukunft, die technikfeindlichen Kämpfer fürs Vorgestern, die provinzielle Belastung einer heranwachsenden, orbanen Generation?

Auf, auf, Ihr Glieder der orbanen Generation! Die Zukunft gehört Euch: Ihr könnt heute in Lissabon die gleiche Discomusik hören wie in Kopenhagen und Palermo, Ihr könnt in Athen, in Dresden und in Dublin Hamburger essen, Euch denselben Kinofilm in Madrid wie in Amsterdam reinziehen, Ihr könnt bei Aldi und Tengelmann den gleichen Champagner kaufen wie in der Champagne, Ihr könnt jede Spezialität jedes Landes jeden Tag auf den Tisch serviert bekommen bis zum Rinderwahnsinn. Das uns auf den Nägeln brennende Problem der Tarifierung der Monchichi-Puppen ist dank des Europäischen Gerichtshofes für immer aus der Welt geschafft. Und die lästigen Unterschiede! Heute sitzt endlich jeder Bauer auf einem Traktorsitz, dessen Breite europagenormt ist, variieren die Gewichte für Gabelstaplerachsen nicht mehr nach Lust und Laune. Oder das wunderbar überzeugende Beispiel der Campinggasflaschen: „Fast jedes Land besaß hier andere Sicherheitsvorschriften. Das hatte zur Folge, daß deutsche Geräte nicht zu italienischen Flaschen paßten und italienische nicht zu französischen, eine ärgerliche Sache. Denn

für den Urlauber ist Europa längst zum Vaterland geworden. Die Angleichung tat not“ (Aus: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.), Europa, Reihe: Politik-Information). Gott sei's gedankt, ein Aufatmen überall in europäischen Ländern: Alle Flaschen in Europa passen jetzt zusammen. Das ist's: Die Geburt Europas aus dem Geist der Propangasflasche. Das ist der Stoff, aus dem Visionen sind! Da kommt denn sogar die so schmerzlich vermißte Eurofreude auf, gell!

Hat sich solch funktional zukunftsweisendes Denken einmal ausgebreitet und durchgesetzt, könnte man auch Punkt a) der Broschüren in Zukunft weglassen; übrigens wäre das zugleich ein Beitrag im Rahmen des augenblicklichen Verschlangungstrends.

Oder glauben Sie, es könnten die „Wahrer der Schlüssel verbrannter Häuser“ (R. Schneider), die Kulturtraditionalisten, durch Rückbesinnung mehr europäischen Gemeinsinn wecken als Technokraten und Konzernmarketingsspezialisten?

Europa - wiederzuentdeckendes Vaterland des abendländischen Menschen? Bleiben wir auf dem Boden der Tatsachen: Europa - konsumfreundliches Vaterland der Urlauber und Warenströme.

(Peter Waltner)

Georg Lohmeier

Ein Freund und Förderer unseres Vereins war er von Anfang an. Schon bei der Gründungsversammlung setzte er einen Akzent: Nach den Feierlichkeiten konnten seinerzeit Interessierte Ausschnitte aus seiner Fernsehserie „Ora et labora“ lange vor der Ausstrahlung im BR bewundern, deren Schauplatz der Domberg war. Bereitwillig stellte er sich auch zur Verfügung, im Rahmen der berufsberatenden Veranstaltungen des Vereins über die Situation freischaffender Künstler zu referieren und zu diskutieren. Für den Dom-Spiegel 1995 baten wir ihn um ein Interview. Am 23. Oktober 1994 haben wir, Herr Waltner und die Verfasserin, Herrn Lohmeier während der Mittagspause im Rundfunkhaus München befragt.

Dom-Spiegel: Erzählen Sie uns von Ihrem Elternhaus und Ihrer Jugend.

Lohmeier: In der Sendereihe „Unter unserem Himmel“ habe ich einen autobiographischen Film gemacht. Da habe ich meine Jugend beschrieben beim Bräu z' Loh. Damals habe ich schon Pfarrer gespielt und hab einmal eine Predigt gehalten, in der ich schwer losgezogen hab gegen die Trunkenbolde: „... müßt ihr immer weitersaufen? Ihr kommt alle in die Hölle!...“ Auf einmal kam mein Vater mit dem Pfarrer die Treppe herauf. Die haben gelacht! Es war eine Blamage. Ich weiß, daß ich mit zwei Jahren schon in der Gaststube auf die Frage: „Na, Schorschi, was möchtest denn einmal werden?“ laut gerufen hab: „A Pfarrer!“

D: Sie sind also aus eigenem Antrieb ins Seminar eingetreten?

L: Ich wollte schon immer Pfarrer werden. Vor allem aber hat mich meine Mutter zum Priesterberuf bestimmt. Sie war schon 43 Jahre, als sie mich geboren hat, und hat sich mit mir geradezu geniert und gesagt: „Wenn das ein Bub wird, dann will es der liebe Gott, daß er ein Priester wird.“ Meine Mutter stammte aus einem sehr frommen Bauernhof in Übersee am Chiemsee, mein Vater aus Niederbayern. Als junger Mensch mit 15 oder 16 Jahren hat er im Lesebuch ein Bild vom Chiemsee gesehen. Da wollte er hin! So hat er mit einem Freund eine Radtour gemacht an den Chiemsee. 90 Kilometer waren das - eine Reise fast wie heute nach Amerika. Als er und sein Begleiter die Fahrräder in einem Bauernhof einstellten, sahen sie Kinder vor dem Haus stehen, die furchtbar weinten: ihr Vater lag im Sterben. So



Herr Georg Lohmeier

lernte mein Vater seinen zukünftigen Schwiegervater noch kennen. Die jüngste Tochter, die Leni, damals vielleicht zwölf Jahre alt, fiel ihm sofort auf. Er ist später noch öfter zum Chiemsee gefahren, und als die Leni 16 Jahre alt war, hat er sie geheiratet. Sie ist Bräuin von Loh geworden. Wenn sie zum Fenster hinaus auf unseren Anger geschaut hat, dann hat sie oft geseufzt: „O mei, daher hab ich kommen müssen! Nicht einmal die Kampenwand sieht man!“ Ich hab ihr dann versprochen: „Mama, wenn ich einmal ein Pfarrer bin, dann such ich mir einen Pfarrhof, von dem man die Kampenwand sieht.“

D: Sie hatten ein gutes Verhältnis zu Ihren Eltern? Sie sind also keiner, der da viel zu bewältigen hat schriftstellerisch?

L: Mein Vater war mir immer ein Vorbild als Erzähler. Er hat tausend Geschichten gewußt und war unglaublich belesen. Über Thomas Mann hat er genauso Bescheid gewußt wie über Wieland. Immer hat er gelesen.

D: Was hat er gesagt, als Sie ins Seminar eingetreten sind?

L: Er war auch religiös, aber er hat gemeint: „Von mir wird kein Bub ein Pfarrer.“ Das war eher ein Wunsch der Mutter.

D: Wie hat es Ihnen dann im Seminar in Freising gefallen?

L: O mei, da waren wir streng gehalten. Wir Krauterer sind ins Dom-Gymnasium gegangen und haben viel lernen müssen. Ich war bald Instruktor, d.h., als Angehöriger einer höheren Klasse mußte man die Kleineren im Studiersaal beaufsichtigen und ihnen evtl. Nachhilfeunterricht in Latein erteilen.

D: Welche Erinnerungen haben Sie an Ihren Deutschunterricht?

L: In der 7. Klasse (heute 11. Klasse) habe ich einen Schulaufsatz nach zwei Stunden abgegeben, der in Versen abgefaßt war, in sehr modernen schönen Versen zum Thema „Herbst“:

„Gemütlich die Kamine rauchen,
Die Ernte könnt ihr jetzt verbrauchen...“

Mein Deutschlehrer, Ludwig Maier, meinte: „Hm, hm, ich werde diese Arbeit nicht benoten. Sie ist so außergewöhnlich. Sie ist nicht schlecht, - aber wir haben kein Gedicht verlangt“.

INTERVIEW

D: Hatte der Deutschunterricht Einfluß auf Ihren späteren Beruf als Schriftsteller?

L: Ja, das kann man sagen. Man hat doch den ersten Zugang zur deutschen Dichtung bekommen. Dafür bin ich besonders Herrn Prof. Maier dankbar. Er war ein großer Verehrer von Goethe und Schiller, hat aber auch problematischere Werke, etwa der Aufklärung, besprochen, gewürdigt, kritisiert. Wir sind gut geleitet und eingeführt worden.

D: Viel Zeit ist seither vergangen. Was

übrige wissen Sie besser. Sie sind doch Deutschlehrer.

D: Nach Ihrem Abitur 1948 haben Sie außer Deutsch auch Geschichte studiert. Ihr Geschichtsunterricht am Gymnasium wurde in einer schwierigen Zeit erteilt: Drittes Reich - Krieg - Zusammenbruch - Nachkriegszeit.

L: Ja, das war ein komischer deutscher Geschichtsunterricht: erst hundertprozentig national und nur Gegenwart, nationalsozialistische Zeitgeschichte, dann nach 1945 der

L: Freilich! Da war ich schon in der zweiten Klasse der Poesie und hatte bereits Dramen geschrieben. Mein erstes Stück hieß „Der doppelte Rausch“, ein Fünfakter. Damit wollte ich einen betrunkenen Stammgast, der in die Kellnerin verliebt war, obwohl er verheiratet war, zum Heiligen bekehren (Mein Ideal war so etwas wie Jeremias Gotthelf oder wie der Reimichl, den meine Mutter so gerne im Altöttinger Blättchen gelesen hat). Ich hab dann Geschichte, Theaterwissenschaften, Literatur und Kunstgeschichte studiert und dachte: Wenn mir einmal an Themen nichts mehr einfällt, dann ist die Geschichte eine unerschöpfliche Fundgrube.

D: Welche Lehrer sind Ihnen aus der Schulzeit noch in Erinnerung geblieben?

L: Alle, die schöne Geschichten erzählen konnten: der Trübswetter, „Trübspierre“ haben wir gesagt, der Stör, der Turnkas, der Meiser Kare und natürlich der Danner Martin. Der „Metzger“ hat uns in die Infinitesimalrechnung eingeführt, da schien er mir aber selber nicht ganz sicher zu sein. Ein strenges Regiment hat er gehabt. Einmal habe ich einen Roman gelesen, während er zur Türe hereinkam und alle aufstanden. Da hat er mich verprügelt.

D: Sie sind schließlich kein Pfarrer geworden, aber es fällt auf: einen Pfarrer zu spielen ist Ihre Lieblingsrolle, sei es im Fasching, sei es in der Fernsehserie „Ora et labora“ oder einen Bischof in dem Mozart-Film. Zu den Verkleidungen, die Sie am häufigsten anlegen, häufiger als jede andere, gehört der Talar.

L: Ich habe ein Drehbuch daheim mit den Titel „Die Soutane“. Bis jetzt durfte ich es noch nicht inszenieren, aber das mache ich noch, Sie werden sehen. Die Soutane ist nicht ein Kostüm, das man anzieht und ablegt, sondern ein priesterliches Gewand. Weil es aber heute (leider) nicht mehr getragen wird, kann ich es auch im Fasching anziehen als historisches Kostüm. Ja, ich spiele diese Rollen gern. Als Schauspieler könnte ich vielleicht auch Bauern darstellen oder Lehrer, aber ich spiele am liebsten Pfarrer. In meinen Stücken kommen Pfarrer vor, die meistens von Schauspielern antiquiert und schlecht dargestellt werden. Das ärgert mich, drum mach ich den Pfarrer lieber selber.



Die Gammelsdorfer Exclamation

würden Sie dem heutigen Deutschunterricht z.B. in der zweijährigen Kollegstufe als Lektüre empfehlen?

L: Lohmeier unbedingt. Da werd gar net gredt. Ich bin ein Solipsist.

D: Das ist schon klar. Lohmeier muß Pflichtlektüre sein. Allerdings müssen viele Kollegiaten nach vier Semestern ein schriftliches oder mündliches Abitur in Deutsch ablegen. Erscheint Ihnen außer Ihren eigenen Texten noch irgendeine andere Lektüre denkbar und angemessen als Vorbereitung aufs Abitur? (Aufs Leben sind sie ja durch Lohmeier vorbereitet!) Welche Werke würden Sie noch aufnehmen in den Katalog der Pflichtlektüre?

L: Von der älteren Dichtung Wieland: Agathon, Abderiten. Wunderschön! Von den heutigen Oskar Maria Graf auf jeden Fall. Ich habe über Schmeller ein Buch geschrieben. Das wäre auch wichtig, daß man das einmal liest. Das

Griff sehr weit zurück in die karolingische, ja vorkarolingische Zeit. Der Geschichtsunterricht am Gymnasium war sicher nicht Ursache für den späteren Wunsch, das Fach zu studieren. Als ich nicht mehr Pfarrer werden wollte, meinte mein Vater, ich müsse Brauerei studieren. Ein Semester lang habe ich mich auch in Weihenstephan immatrikuliert, aber da ging es wieder los mit Chemie und Physik. Nein, das wollte ich nicht. Wenn man schon ein paar Semester Philosophisches studiert hat, kann man nicht mehr Brauer werden. Außerdem habe ich damals schon Dramen geschrieben.

D: Ah! Seit wann wollten Sie denn Schriftsteller werden?

L: Von meinem 15. oder 16. Lebensjahr an.

D: Also stand der gereimt Schulaufsatz schon im Zusammenhang damit?

INTERVIEW



Bei Schreinemakers durfte Georg Lohmeier über sein Lieblingsthema „Die Erneuerung der Monarchie“ schwärmen. Eine anschließende TED-Telefon-Umfrage in ganz Deutschland brachte bei 50000 Anrufern 70% begeisterte Monarchisten.

D: Sie haben an der Universität München studiert. Welche Professoren haben Sie gehört?

L: Na zum Beispiel Borchardt. Er war Ordinarius. Ich hab ihm einmal eine Ohrfeige gegeben.

D: Wie bitte? Wie kam es denn dazu?

L: Nachdem ich zum Fakultätssprecher der philosophischen Fakultät gewählt worden war, kamen Studenten mit Scheinen von Prof. Hederer, Prof. Kutscher, aber die wurden ihnen nicht anerkannt. Ich ging zu Borchardt und bat ihn, er möge die Scheine von Extraordinarien halt auch anerkennen. Umsonst. Alle Briefe von Spektabilität, Dekan usw., die auf meine Bitten geschrieben wurden, wanderten in den Papierkorb. Am Fakultätsball ist es dann passiert. Ich eröffnete die Polonaise mit der Frau von Prof. Borchardt. Von zu Hause hatte ich ein Faß Bier mitgebracht (was alle erfreute und das folgende erklärt). Dann habe ich wieder mit den Scheinen angefangen - ohne Erfolg. Der Assistent Motekat sagte: „Hör mit deinem Krakeelen auf, geh an deinen Tisch“. Ich habe aber nicht aufgehört, es kam zu einer Schlägerei, die Polizei wurde geholt, aber sie hat mich nicht erwischt, ich bin zum Fenster hinaus. Die akademische Würde bin ich dann losgewesen. Schon dachte ich, ich müsse weg von München. Da kam eines Tages die Frau des

hingerichteten Prof. Huber. Sie hatte in der Abendzeitung von dem Vorfall gelesen und wollte mir helfen. Sie brachte mir ein Plakat „NS-Sprachreiner“ und einen Aufsatz von Borchardt „Ist Germanistik eine kriegswichtige Wissenschaft?“. Das habe ich ihm gezeigt und habe laut geschimpft in der Vorlesung. So wurde ich wieder „persona grata“, und die akademische Würde wurde wieder anerkannt.

D: Sie haben bei Prof. Hederer über Ludwig Thoma promoviert. Wie war die Zusammenarbeit mit Ihrem Doktorvater?

L: Sehr gut natürlich. Hederer habe ich geliebt. „Seegeist“ hat er an den Rand geschrieben, wenn ihm eine Stelle in meiner Arbeit nicht gefiel. Aber ich sagte ihm: „Herr Professor, den Vorwurf der Sentimentalität fürchte ich nicht“. Ich habe dann alles hinausgezögert und endlich beschlossen, meinen Namen auch ohne Dokortitel berühmt zu machen. Inzwischen wurden ja meine ersten Hörspiele gesendet. Die Zeitungen haben groß berichtet.

D: Sie sind dann ein Schriftsteller des Bairischen geworden. Darf man Sie einen Heimatdichter nennen?

L: Ein netter Begriff! „Heimat“ ist immer schön; „Dichter“ ist natürlich auch sehr schön. Aber was sich hinter diesem Begriff verbirgt, das kann sich

mit mir nicht messen. So verwegen bin ich schon, das zu sagen. Ich habe fast 200 Komödien verfertigt. Mit dem „Königlich bayerischen Amtsgericht“ hatte ich 80% Einschaltquote in ganz Deutschland über ein halbes Jahr. Da hat sogar der Bundesanzeiger geschrieben, daß ich noch vor Agatha Christie komme in ganz Deutschland. In Zürich habe ich Hunderte von Buchexemplaren signiert, ebenso in Berlin (Wenn das mein Vater erlebt hätte, daß ich bei den Preußen so gefragt bin, hab ich immer gedacht!).

D: Sind Ihre Bücher oder Ihre Sendungen auch im Ausland erfolgreich?

L: Ich bin in Frankreich eingeladen gewesen und habe die „plume d'or“ bekommen, die „Goldene Feder“ als erster deutscher Gegenwartsautor, weil 1½ oder 2 Millionen Franzosen (die Elsässer) das Königlich Bayerische Amtsgericht gesehen haben. Damals drehten wir einen Film in Mühlhausen „Bayern und Pfalz - Gott erhalts“. Aber um 19 Uhr zu Beginn der Sendung „Königlich bayerisches Amtsgericht“ war Mulhouse wie leergefegt.

D: Das „Amtsgericht“ war Ihr größter Erfolg?

L: Ja. Mit den Büchern und Taschenbuchausgaben habe ich eine Million verdient. So einen Erfolg kann man nicht wiederholen.

D: Mal abgesehen von den Finanzen. Welches Werk aus Ihrer riesigen Produktion ist für Sie ganz persönlich das bedeutendste?

L: Ein paar Filme sind mir sehr wichtig, z.B. „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben“. Über die Hörspielfassung habe ich schon als junger Mensch eine hervorragende Besprechung im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung erhalten. Mir persönlich ist der „Mozart-Express“ oder „Geduld, die große Liebe kommt nie zu spät“ am liebsten. Aber die Vorlieben wechseln ein bißchen.

D: Sie sind sehr vielseitig: Sie schreiben, Sie spielen, Sie führen Regie. Was tun Sie am liebsten?

L: Ein eigenes Buch selber zu inszenieren mit einer eigenen Produktionsfirma. Das würde mir am meisten Spaß machen. Als Regisseur hätte man so die besten Bedingungen,

INTERVIEW

die man sich wünschen kann. Ich hab das ja gemacht. Die Ohraug (= Ohrenschmaus und Augenweide) ist eine GmbH, deren einziger Gesellschafter ich bin. Damit habe ich bis jetzt drei Filme inszeniert. Diese Firma unterhalte ich in der Küche meiner Münchener Wohnung, wo ich auch meinen Verlag habe. Das kostet sehr viel Geld. GmbHs sollten Millionenumsätze machen, und ich bin doch zu wenig im Geschäft. Aber ich kalkuliere günstig. Nur eigene Filme will ich produzieren, ich will auch keinen anderen Regisseur und ich verfilme nur meine eigenen Sachen. Niemand kann mir dreinreden - wahrhaftig die besten Produktionsbedingungen der Welt. Und das ist auch notwendig. Mein großes Vorbild von Jugend auf ist Marcel Pagnol. Wie er die Leute seiner Heimat Südfrankreich schildert, so versuche ich auch, unsere Menschen mit ihren Schicksalen, ihren großen Anliegen in ihrer Frömmigkeit, ihrer Naivität und ihrer Bravheit so humorig darzustellen. Übrigens habe ich mehr Tragödien geschrieben als Komödien.

D: Woher nehmen Sie Ihre Stoffe?

L: Ja mei, Stoffe habe ich genug - da könnte ich noch Jahrzehnte schreiben. Die fallen einem zu. Das ist ein Himmels Geschenk. Manchmal betet man vielleicht darum, daß einem wieder etwas Schönes einfällt. Ich bin niemandem neidig, nicht um Hausstöcke, nicht um Geld, nicht darum, daß er Abgeordneter oder Minister ist. Manchmal allerdings habe ich jemand um einen genialen Einfall beneidet. Verdammte, warum ist mir das nicht eingefallen, denke ich dann. Aber ich bin zufrieden. Ich bin bedacht worden mit vielen, vielen Stoffen. Sie würden - wie gesagt - noch zwanzig Jahre reichen. So lange kann ich gar nicht mehr schreiben.

D: Machen Sie sich Notizen?

L: Ja, manchmal. Aber ganz große Einfälle braucht man nicht zu notieren, die kommen einem Tag und Nacht vor. Wer Knecht ist ..., Mozart-Expreß, die Soutane, das Begräbnis einer Liebenden, der Senior, die Bärwurz, der Brunnenmacher - meine großen Stoffe habe ich nie notiert.

D: Portraitieren Sie beim Schreiben auch Zeitgenossen?

L: Nein. „Eine Ähnlichkeit ist rein

zufällig“ könnte man sagen mit einer Floskel, die ich eigentlich nicht mag. Meine Gestalten sind erfunden, mit Ausnahme des Knechtes Schorsch oder Girgl (in „Wer Knecht ist ...“). Der hat Züge von unserem Knecht Sepp daheim. Ich war dabei, wie er gestorben ist. „Ich bin ein Jüngling, ich möcht einen weißen Sarg“, hat er am Ende ganz schwach gesagt, „no ja, der Deckel darf a bißl grün sein“. Den hab ich mögen. Ich besuche auch immer sein Grab.

D: Haben sie einen bestimmten Leserkreis vor Augen, für den Sie schreiben?

L: Nein. Ich schreibe für alle.

D: Herr Lohmeier, Sie haben so viele

geschrieben.

D: Das tut weh. Beeinflußt Sie eine solche Kritik?

L: O nein. Dazu kenne ich die Kritiker zu gut. Es sind oft junge, unerfahrene, unbedarfte Leute. Ich würde so einen Menschen nie um Rat fragen. Mit meinen Freunden, die mit mir studiert haben, bespreche ich mich manchmal.

D: Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihren Kollegen? Es gibt ja Gruppierungen wie z.B. die Turmschreiber.

L: Da bin ich Gründungsmitglied. Die Turmschreiber sind eine illustre Vereinigung von in Bayern lebenden Schriftstellern; aber man spürt es



Georg Lohmeier bei den Dreharbeiten zur Serie „Ora et labora“

hervorragende Kritiken erhalten. Ist das Gegenteil auch der Fall? Und wie gehen Sie mit negativer Kritik um?

L: Freilich, freilich! Da gibt's schon etwas, das mich schmerzt, der ich so viele Serien spiele. Die Serie „Und die Tuba bläst der Huber“ wird z.Z. im 3Sat wiederholt. Die können Sie europaweit anschauen jeden Freitag um 12 Uhr mittags. Bis Weihnachten. 26 Folgen hat sie und gefällt mir heute ganz hervorragend. Direkt Respekt hab ich vor mir selber. Und damals haben mich die Zeitungen so verrissen. Es sei unerklärlich, daß so große Schauspieler wie Josef Meinrad, Lindinger, Max Grießer, Maria Schell so einen Schmarren spielen, hat da einer vom Münchner Merkur

(allen anderen geht es ebenso), ein Schriftsteller muß allein sein können. Die Geselligkeit ist immer problematisch. Man soll nicht zwei Tenöre einladen und nicht zwei Bässe, nicht zwei Chirurgen und auch nicht zwei Dichter. Das geht nicht gut.

D: Vermutlich sind die gegenseitige Wertschätzung und die Einschätzung der eigenen Position unterschiedlich. Der eine schreibt für Unterhaltung, der andere ist ein Engagierter, ein anderer erhebt den höheren Anspruch, große Literatur zu schreiben. Wo ordnen Sie sich ein?

L: Ein engagierter Schriftsteller, der nicht unterhält, ist ein schlechter Schriftsteller. Ich teile die Schriftsteller

INTERVIEW

in vier Kategorien ein:

- die einen haben etwas zu sagen und sagen es gut
- die zweiten haben nichts zu sagen und sagen es gut
- die dritten haben etwas zu sagen und sagen es schlecht
- die vierten haben nichts zu sagen und das sagen sie auch noch schlecht.

D: Sie zählen sich natürlich zur ersten Kategorie, gell?

L: Selbstverständlich. Die Unbescheidenheit gehört zum Menschen; zum erfolgreichen erst recht.

D: Gibt es unter Ihren vielen Werken eines, von dem Sie sagen: „Das würde ich (so) nicht mehr schreiben, davon möchte ich mich am liebsten distanzieren“, oder „Darüber bin ich hinausgewachsen“?

L: Nein, es gibt nichts, dessen ich mich schämen müßte. Mein erstes Hörspiel „Bulldogbraut“, das ich 1952 schrieb und das 1953 produziert wurde, ist kürzlich wiederholt worden. Da stimmen bereits die Dialoge. Das Wichtigste beim Dramatiker ist ja der Dialog. Der muß überzeugend sein. Mit Hilfe eines Dialoges einen Menschen gestalten zu können, eine Fabel zu produzieren und noch ein paar gescheite Sachen zu sagen, das ist schon schwer, das kann nicht jeder. Episch zu arbeiten ist leichter. Natürlich darf man nicht geschwätzig sein. Heute schon gleich gar nicht. Wo man vor 50 Jahren noch eine Seite schreiben durfte, darf ein heutiger Dichter höchstens zwei Zeilen schreiben. Beim Rundfunk und Fernsehen muß man unwahrscheinlich knapp formulieren. Zehn Jahre war ich Moderator im Bayerischen Fernsehen jeden Dienstag in der Sendung „Zwischen Spessart und Karwendel“. Da wird einem mitgeteilt: „Sie haben für diese Moderation 35 Sekunden Zeit“. So muß man sich zur Kürze zwingen.

D: Jetzt kommt eine ganz heikle Frage, nämlich die nach Frauen in Ihrem Werk und Ihrem Privatleben.

L: Ach, das ist das allerschönste Thema. Da kann man ja stundenlang reden. Zuerst habe ich eine Müllerstochter geliebt (da wollte ich noch Pfarrer werden). Wir haben geschmust, plötzlich sagt sie: „Nein, ich will dem Herrn keinen Kandidaten

wegnehmen“. „Dann wirst halt meine Pfarrhaushälterin“, meinte ich ohne nachzudenken. Daraufhin hat sie mir eine Ohrfeige gegeben. Aus war's. In Freising bin ich immer ausgestiegen und zum Tanzen gegangen. Ja, das Thema hat mir zu schaffen gemacht. Der Zölibat war mit stets ein Problem. In München hab ich dann die Rita geliebt. Englisch und Deutsch hat sie studiert. Vorher noch eine Studentin aus Orleans. Da hab ich eifrig Französisch gelernt. Naja, sie war bloß ein Gastsemester lang hier. Die anderen lasse ich jetzt weg. Plötzlich habe ich eine Frau mit zwei Kindern kennengelernt, wir haben geheiratet, ich habe die Kinder wie meine eigenen großgezogen und selber noch eine Tochter bekommen. Alle drei haben studiert, ich habe keinen Unterschied gemacht, hab ein Haus in München gebaut, aber ich hab mich übernommen. Es war schwierig. Dann

L: Nein, leider nicht.

D: Über das Frauenbild in Ihrem Werk wollen wir noch sprechen. Die Frauen sind da, so scheint es uns, wenig emanzipiert.

L: Ach was! Ob eine Frau mehr oder weniger emanzipiert ist, ist mir als bayerischen Bauernbuben vollständig egal. Ich hab als Kind schon Bäuerinnen erlebt, bei denen der Mann nichts zu reden hatte. Auf einem Bauernhof haben der Mann und die Frau, hat jeder sein Reich. Das ist natürlich und ist in Jahrtausenden so gewachsen. In der Germania des Tacitus heißt es „aliquid sanctum inesse“, „die Frau hat etwas Heiliges an sich“. Es ist für mich nie ein Problem gewesen, in einer Frau eine Hochgeistige, eine Heilige, eine Künstlerin, eine hochelegante Dame zu sehen, oder auch eine Verführerin. Das



Georg Lohmeier als Abt Hanneberg in der Serie „Die Schönheitsgalerie“

habe ich mich scheiden lassen. Als ich später zu einer Operation ins Krankenhaus mußte, habe ich mich in eine Krankenschwester verliebt. Sie ist jetzt meine zweite Frau. Als meine erste Frau gestorben ist, habe ich vor zwei Jahren meine zweite Frau nochmals kirchlich geheiratet. Das war eine große Hochzeit, schön und feierlich. Alle waren da.

D: Haben Sie Kinder aus der zweiten Ehe?

war für mich eben individuell verschieden. Manchmal ist sie das, manchmal nicht. Sie ist auch nicht immer gleich.

D: Ein Macho sind Sie also nicht?

L: Was ist ein Macho? ... Ach so. Nein, nein. Andererseits kann ich mir bei manchen politisch engagierten Damen, die zu wenig Charme und Eleganz und Schönheit haben, auch nicht vorstellen, daß ich mit ihr ... Eine Frau soll halt schon elegant und schön

INTERVIEW

sein. Unbedingt! Dann darf sie so geschickt sein, wie sie mag, von mir aus. Aber sie soll eine echte Frau sein.

D: Mit Ihren Werken wollen Sie ja nicht nur unterhalten. Welche Werte wollen Sie unseren jungen Leuten vermitteln? Im Lehrplan, sagten Sie, sollte Lohmeier als Lektüre stehen. Viele Schüler werden sagen: Das sollen wir lesen? Wir haben doch andere Vorstellungen. „Bayerisches“, „Heimat“ sagt uns weniger zu. Welche Werte halten Sie für unverzichtbar?

L: Für mich persönlich habe ich die Vorstellung, daß das Königtum ein hoher Wert ist, das Königtum und das Priestertum mit seinem Kleid, den Symbolen des Kreuzes, des Segnens. Das äußere Zeichen und der innere Wert. Die heutige Zeit lehnt die äußeren Zeichen ganz ab. Aber ich glaube, die Symbolkraft der äußeren Zeichen ist bedeutsam. Dazu gehört die Familie. Und im Königtum ist das ganze Volk eine Familie.

D: Hier denken wir an die Exclamation

in Gammelsdorf. Was möchten Sie mit diesen Veranstaltungen erreichen?

L: Ich versuche alles, um das menschliche Leben schöner zu gestalten. Unter Schönheit verstehe ich etwas, das im Herzen ist, so daß der Mensch beglückt und begeistert sein kann, so daß das Leben herzlicher wird und nicht immer brutaler.

D: Kennen Sie jemanden aus dem Königshaus?

L: Ja. Ich bin mit Prinz Franz sehr bekannt, ich kenne auch seine Eltern.

D: Und wie stehen die königlichen Hoheiten zu Ihren königstreuen Bestrebungen?

L: Nun, man hält sich zurück, bedeckt, aber man will auch nicht, daß ich aufhöre. Ab und zu werde ich zur Audienz gebeten, dann wird das besprochen.

D: Noch eine persönliche Frage: Sind Künstler zwangsläufig schwierige

Menschen? Kann man sagen, weil viel Energie für das künstlerische Schaffen verbraucht wird, muß man ein bißchen Egoist sein, sonst packt man es nicht?

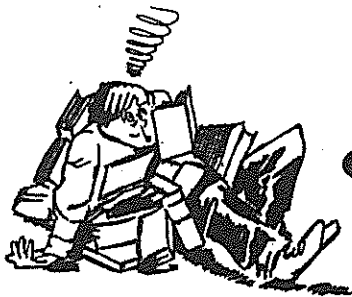
L: Nein. Ein handwerklicher Beruf ist oft genauso schwierig. Da sehe ich keine Unterschiede.

D: Jetzt möchten wir Sie um ein Schlußwort bitten, das Sie uns oder den Schülern, den Lesern des Dom-Spiegels oder den Freunden des Dom-Gymnasiums mitgeben. Vielleicht ein Zitat? Oder etwas Eigenes?

L: Im Rückschritt vorwärts marsch! Und: Habt Geduld, die große Liebe kommt nie zu spät.

D: Herzlichen Dank, Herr Lohmeier!

(Annemarie Schmid)



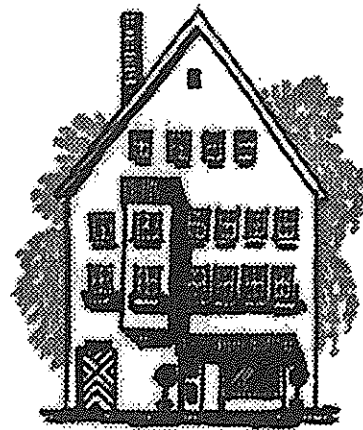
Sparen will gelernt sein

Auch das Sparen soll, wie viele andere Dinge auch, gelernt werden. Wir helfen Ihnen dabei gerne!



SPERRER-BANK
...und Ihr Vertrauen zahlt sich aus!
Freising-Moosburg

Mietzgerei



Otto Zuhre

Europäisierung als kultureller Prozeß: Chancen und Risiken

Europäische Einigung: Ein Wunder?

Wenn Bundespräsident Roman Herzog in Warschau am 1. August 1994 von einer dramatischen Wendung der europäischen Geschichte im Laufe der letzten vierzig Jahren gesprochen und festgestellt hat, daß die Idee des vereinten Europa westlich des Eisernen Vorhangs „bereits Wunder gewirkt“ habe, so können Menschen wie ich, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgewachsen sind, das nur bestätigen: Mit Sicherheit ist etwa die deutsch-französische Verständigung, sieht man sie in größeren historischen Zusammenhängen, ein „Wunder“. Solche „Wunder“ dürfen aber nicht den Blick auf die Realität verstellen. Europa war immer eigentlich eine Vielheit, eine Vielheit, oder - um es so auszudrücken - ein Konzert aus vielen Stimmen, die sehr selbständig geführt worden sind, natürlich immer auch im Konnex miteinander, aber doch eben in großer Selbständigkeit. In vierzig Jahren konnten Tendenzen zu gemeinsamen Aktionen verstärkt, konnte eine Vorverständigung in Grundwerten als Basis der gemeinsamen Aktionen erreicht werden, aber daß es keine Dissonanzen, keine Rivalitäten mehr gibt, das anzunehmen wäre zu blauäugig. Ein vereintes Europa ist also weit eher Zukunftsvision als Wirklichkeit.

Und nimmt man nicht das jetzt Vorhandene, sondern das Wünschbare in den Blick, so ist Einheit in der Tat wünschenswert, aber als Einheit über der Vielheit, nicht als Nivellement. Freilich, der Begriff des Wünschbaren, des Wünschenswerten sollte nicht die Vorstellung evozieren, als stünde zur freien Wahl, ob und wie die Einigung Europas erfolgt. Der Prozeß der europäischen Einigung findet ja nicht zufällig statt, sondern, etwas überspitzt formuliert, unter dem Diktat von ökonomischen Notwendigkeiten.



Herr Hubert Glaser

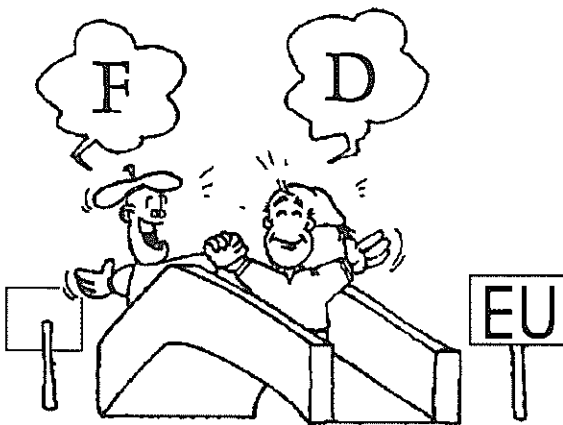
Und es ist unausweichlich, sich diesen zu fügen, wenn man nicht ins Abseits geraten will. Das heißt aber: die Frage stellt sich anders; es geht nicht darum, ob die weiter voranschreitende europäische Einigung wünschenswert ist, sondern darum, ob es gelingt, innerhalb dessen, was durch ökonomische Prozesse vorgegeben ist, das kulturell Wünschbare überhaupt noch durchzusetzen oder - schärfer - zu retten.

Der europäische Einigungsprozeß:
Der Weg in den Kulturverfall?

Das klingt sehr negativ. Hier soll indes nicht Wasser auf die Mühlen derer gegossen werden, die mit der Einigung Europas das Ende abendländischer Kultur heraufdämmern sehen, das Ende

regionaler Selbständigkeit, das Ende nationaler Identität, das Ende der Verwurzelung in der Heimat, den endgültigen Verfall bisher gültiger Werte. Keineswegs! Deshalb vorab: Der Einigungsprozeß brachte und bringt sehr wohl Vorteile im kulturellen Sektor. Da ist, um konkret zu werden, etwas, was meine Generation sehr miterlebt und auch mitgestaltet hat: Es gibt heute eine Erleichterung der Kommunikation innerhalb der europäischen Nationen, wie es sie nie gegeben hat. Stichworte: Jugendaustausch, Kulturaustausch im allgemeinen, das Reisen. Zugegeben, der Tourismus hat auch eine enorme Verflachung zur Wirkung, aber dennoch, wenn man die Sache jetzt unter der europäischen Perspektive sieht, so ist seine Folge, das kulturelle Kennenlernen und das gegenseitige

ZUM THEMA



Interesse der jeweils anderen Regional- oder Nationalkultur, etwas ganz außerordentlich Positives. Und über der Ebene des Kennenlernens liegt die Ebene der wechselseitigen geistigen Befruchtung. Der heutigen Generation ist vieles eine Selbstverständlichkeit, was für uns, die wir das Jahr 1945 als historische Wende erlebt haben, ein wahres Ephata-Erlebnis war: erste Konfrontation mit dem französischen und amerikanischen Theater, erste große Ausstellungen moderner Kunst - und die große Kunst kam damals aus Frankreich! Das gegenseitige Kennenlernen, die Leichtigkeit der internationalen Kommunikation, das schärft natürlich die Urteilskriterien. Selbstredend kann man oft fragen: Geht es wirklich um Europa? Machen die Prozesse an der spanischen oder englischen Atlantikküste halt? Wie steht es mit dem enormen amerikanischen Einfluß? Aber nachdem die amerikanische Kultur in weiten Bereichen als Tochterkultur der alten europäischen Kultur verstanden werden darf, bewegen wir uns letztlich doch in einer gesamteuropäischen Problematik.

Der europäische Einigungsprozeß: Ende des Regionalismus?

Das Ausspielen von Provinz und Region gegen Gesamteuropa ist ein fragwürdiges Unterfangen, ist die Konstruktion einer Scheinalternative. Um im Bereich der Kunst zu bleiben: Ein Kunstwerk von hohem Rang oder gar von sogenanntem Weltniveau und ein Produkt, das starke provinzielle Wurzeln hat, das ist kein Widerspruch in sich.

Ich bin der Meinung, daß die österreichische Literatur der Nachkriegszeit hierfür ein vorzügliches Beispiel bietet, wie eine

Literatur entstehen bzw. sich weiterbilden kann, die einerseits sehr stark in regionalen Gegebenheiten verwurzelt ist und andererseits Literatur ist, die internationale Gültigkeit besitzt und die auch im internationalen literarischen Betrieb eine erhebliche Rolle spielt. Das setzt allerdings voraus, daß diese Internationalität sich mit einer gewissen Selbstverständlichkeit

abspielt, daß also nicht gewissermaßen eine Impfung erfolgt zu dem Zweck, international genug zu sein, sondern daß sich das von Tradition und eigener Beredsamkeit, auch von Sprachkenntnis her so einstellt. Thomas Bernhard z.B. ist eine Figur der heutigen europäischen Literatur, aber eine, die so unverwechselbar bildungsbürgerliche österreichische Wurzeln hat, daß hier Region und Europa im Doppelsinn des Wortes „aufgehoben“ sind.

Europäertum Ende des Nationalbewußtseins?

Ich glaube, daß es unausweichlich ist, daß das Nationale einen Stellenwert im europäischen Einigungsprozeß behält. Wir haben bei der Entstehung des modernen europäischen Nationalbewußtseins immer das nationale Moment und das weltbürgerliche Element nebeneinander, ja eigentlich in einer gewissen Verflechtung. Wir haben im Nationalbewußtsein das Bewußtsein der nationalen Besonderheiten, aber zugleich - in der Tradition der Aufklärung - immer auch das Verständnis, daß die Nationen Elemente der weltbürgerlichen Gesellschaft sind. Solange dieses Verhältnis in der Balance geblieben ist, erwachsen ja nicht die gravierenden Probleme, die wir aus der jüngsten Vergangenheit kennen. Schwierig ist es eigentlich erst in dem Moment geworden, in dem die jeweilige Besonderheit im Sinne von nationaler Überlegenheit interpretiert worden ist. Wenn man nun von einer wünschenswerten Balance von weltbürgerlichem Bewußtsein auf der einen Seite und nationalem Traditionsbewußtsein auf der anderen Seite ausgeht - wobei beides ein kritisches Bewußtsein sein sollte -

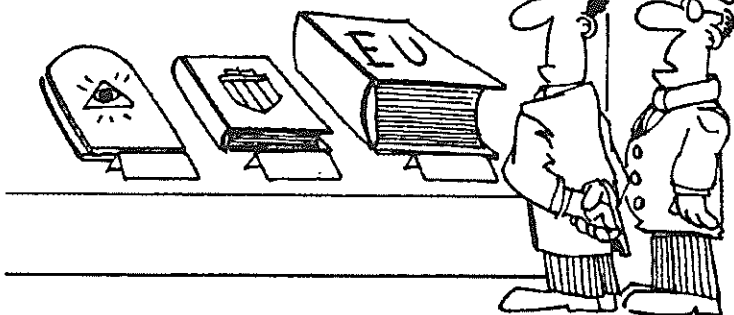
dann sehe ich es also nicht als wünschenswert an, die nationale Eigenwüchsigkeit insgesamt zu überwinden, etwa im Sinne einer Gesellschaft, in der sich jedes Glied gewissermaßen aus gleichen oder, man könnte es auch polemisch sagen, aus gleich diffusen Wurzeln erklärt.

Gesamteuropa: Verlust von Heimat?

Das europäische Haus wird also offensichtlich keine Mietskaserne sein, sondern Gehäuse, in dem die Bewohner sich heimisch fühlen. Europa als Heimat? Das heißt nicht, daß man den Heimatbegriff, um ihn zu modernisieren, beliebig ausweiten müßte: Meine Heimat ist nicht mehr der Landkreis Freising, nicht mehr Oberbayern, nicht mehr Bayern, nicht mehr Deutschland, ist also ein fast unbegrenzter Raum zwischen Ural und Algarve. Nein, Heimat ist für mich zunächst ein Begriff, der, falls er dem Individuum etwas bedeutet, eine gewisse Subjektivität an sich hat. Ich kann verstehen, daß jemand in eine andere Kultur kommt, sich in ihr verwurzelt und nach zwanzig Jahren dieses neue Land und nicht das Land seiner Herkunft als Heimat empfindet. In dem Sinne hat der Heimatbegriff etwas durchaus Dynamisches an sich. Andersherum: Ich glaube nicht, daß wir heute einen Heimatbegriff pflegen können, der festgemacht ist an Tälern, die voneinander abgegrenzt sind, an Wallfahrtskirchen, an Landwirtschaft, an abendlichem Kuhglockengeläut und Dorffesten. Eine solche letztlich sozialromantische Denkform trägt nicht. Wir in Bayern, auch in der offiziellen Politik, machen es uns da mit dem Heimatbegriff weithin zu leicht. Ich meine, Heimatbewußtsein hängt auch von dem Kulturbewußtsein ab, das ich habe. Wenn ich, um ein Beispiel zu bringen, in meiner Jugend Balzac gelesen habe und ein Verehrer der rosa Periode von Picasso war, später dann mich mit dem Werk Dostojewskis beschäftigte, im Theater Strindberg erlebte, in der Musik Monteverdi und Bartok in mich aufnahm, dann sehe ich nicht, warum Europa nicht sozusagen meine kulturelle Heimat sein könnte. Wieso sollte sich jemand, wenn er nach Wien kommt, oder, je nach seinem kulturellen Zuschnitt, nach Venedig oder Paris, sich dort nicht heimisch

WÖRTERBÜCHER

Die Zehn Gebote 279 Wörter	Amerikan. Unabhängigkeitserklärung 300 Wörter	Verordnung über den Import von Karamelbonbons 25911 Wörter
-------------------------------	--	---



„Schau an, die Literatur hat doch enorme Fortschritte gemacht!“

fühlen können?

Europäisierung - Verflachung der christlich-abendländischen Kultur?

Der vielbeklagte Werteverfall? Zumeist wird in dem Zusammenhang auf Phänomene verwiesen, die sich als Symptome der Amerikanisierung unseres Lebens charakterisieren lassen. Diese Amerikanisierung ist indes vielleicht parallel mit den Prozessen des Zusammenwachsens in Europa erfolgt, aber jedenfalls nicht primär durch diese Prozesse verursacht.

Die Woge der Amerikanisierung ist weltweit. Das hängt einfach mit der Fortschrittlichkeit und Überlegenheit der zivilisatorischen Entwicklung in Amerika zusammen, trotz der großen Probleme, die die Amerikaner haben. Und wahr ist, daß demgegenüber die traditionellen in Europa entwickelten Werte in die Defensive geraten sind. Man muß aber auf der anderen Seite sagen, daß Amerika auch gewissermaßen Produkt unserer europäischen Kultur ist und - um die Werte der amerikanischen Verfassung anzusprechen, die letztlich hinter dem Ganzen stehen - es sich um kulturelle Werte handelt, die in Europa entwickelt worden sind, die in Europa eigentlich beheimatet sind und die sozusagen wieder in ihre Heimat Europa zurückkehren. Ich sehe also grundsätzlich keine radikale Entfernung von den europäischen Idealen. Da bin ich

nicht so pessimistisch wie diejenigen, die zu gerne mit der Totenklage auf die christlich-abendländische Kultur anheben. Zugegeben: das christliche Weltbild, wenn man es einigermaßen eng faßt, ist für die gegenwärtige Gesellschaft viel weniger verbindlich als früher, und die Stellung der Kirchen in der Öffentlichkeit ist in der Tat erheblich gesunken, aber sie ist nicht eliminiert. Wesentlicher als solche Befunde ist jedoch, wie ich die christlich-abendländischen Werte definiere. Wenn ich das so tue, daß dabei die Wertvorstellungen der bürgerlichen Gesellschaft des Kaiserreichs oder der Weimarer Zeit beschrieben sind, dann muß man sagen, daß sich die Dinge geändert haben, weil Werte ja nicht im leeren Raum existieren, sondern immer an gesellschaftliche Realitäten gebunden sind und sich mit den gesellschaftlichen Prozessen verändern. Wenn man aber nicht so eng definiert, dann, meine ich, ist es heute um ein Wertbewußtsein, um die Neigung, sich mit Werten zu beschäftigen oder auch Wertvorstellungen zu gewinnen, gar nicht so übel bestellt. Man denke nur an die Diskussionen um die sogenannte „Sinnfrage“. Der Wunsch, sich quasi des Lebenssinns zu vergewissern, der ist heute genauso vorhanden wie eh und je. Die Antworten sind vielleicht nicht mehr so vorformuliert, wie sie es einmal gewesen sind. Man muß sich aber auch fragen, ob wir wirklich früher so

ein geschlossenes und in sich konsistentes Wertgefüge hatten oder ob dieses Wertgefüge nicht z.T. aus Formeln, aus sehr beengenden Formeln bestanden hat, Formeln, die wir dann für Dogmen der Werthaftigkeit genommen haben, während es sich in Wirklichkeit um Dogmen handelte, die bewußt zur Disziplinierung der Gesellschaft erzeugt worden waren.

Das geeinte Europa: Herausforderung zur Aktivierung kultureller Substanzen

Die zentrale Frage, ob innerhalb dessen, was die ökonomischen Prozesse vorgeben, das kulturell Wünschbare durchgesetzt bzw. gerettet werden kann, ist nicht vom Tisch. Ich halte fest: Wir leben in einer Gesellschaft, die in unglaublichem Maße von ökonomischen Prozessen abhängt. Wenn der Staat den Vertretern des öffentlichen Dienstes die Gehälter um 10% kürzte, dann würde von den Betroffenen leidenschaftlich über die Gehaltskürzung und die sich daraus für die Lebensführung ergebenden Konsequenzen gesprochen werden und nicht etwa über Albrecht Schönes neue Faustausgabe und das Skandalon der dabei entdeckten 3000 falschen Kommata in den bisherigen Editionen. Ich will damit sagen: es geht zuvörderst um ökonomische Fragen, und es ist weifern, das für falsch zu halten oder zu bedauern. Das wäre auch nicht ein Kulturbegriff, wie ich ihn habe, daß die Menschen sich nicht mehr um die Lebensmittelpreise kümmern, sondern statt dessen den Westöstlichen Diwan lesen sollten. Das heißt, daß das, was Aufmerksamkeit im Prozeß der europäischen Einigung auf sich zieht, vor allem wirtschaftliche Fragen sind; und es ist einfach falsch, da zu jammern und sich etwas in die Tasche zu lügen. Das heißt aber nicht, daß es nicht eine zentral wichtige Aufgabe sei, das, was Europa an kulturellen Leistungen hervorgebracht hat, zu pflegen, um dem Prozeß des Zusammenwachsens einen jenseits der Ökonomie liegenden Sinn zu geben, einen Sinn, der letztlich den geistigen Haushalt des Menschen betrifft, das Gefühlsleben, die Menschlichkeit, die in zwischenmenschlichen Verhältnissen realisiert wird. Und ich glaube nicht, daß dies bislang hinreichend erkannt

ZUM THEMA



ist, zumindest nicht in Deutschland. Mir scheint, daß z.B. Francois Mitterrand in Frankreich eine Kulturpolitik betrieben hat, die viel, viel stärkere Akzente in dieser Richtung gesetzt hat, und zwar einerseits für die kulturelle Identität Frankreichs, andererseits für den kulturellen Rang Frankreichs im künftigen Europa. Gewiß, Frankreich tut sich mit seiner Zentralisierung da leichter, aber was Mitterrand an *grandes profets* realisiert hat, das zeigt, daß man in Frankreich auf der nationalen Ebene das Problem erkannt und jedenfalls entscheidende Pflöcke eingeschlagen hat, um den neuen Herausforderungen gerecht zu werden. Ich habe den Eindruck, daß

nötig und unumgänglich. Aber daß im gleichen Atemzug z.B. das Projekt einer Pinakothek der Moderne auf Eis gelegt wird, das ist skandalös. Denn das heißt schlicht und einfach: Wir kümmern uns um den Wirtschaftsstandort, um wichtige politische Aufgaben; na ja, die Kultur, die leisten wir uns, wenn wir wieder mehr Geld haben. Das, meine ich, ist genau das Falsche; ökonomische Weichenstellung müßte sozusagen Hand in Hand gehen mit der Aktivierung kultureller Substanzen. Dasselbe gilt beim Denkmalschutz. Ich rede hier von Bereichen, mit denen ich zu tun habe. In den 70er Jahren, in Zeiten der Prosperität, hat der Denkmalschutz große Fortschritte

bei uns dieses Bewußtsein leider in einem viel zu geringen Maße vorhanden ist; ich meine, auch in Bayern. Wenn es um die Dominanz ökonomischer Prozesse geht, liegt Bayern durchaus im Trend, man denke an den Stellenwert, den das Thema Sicherung des Wirtschaftsstandortes Bayern gewonnen hat. Das kritisiere ich nicht, das ist

gemacht, aber man kann nicht leugnen, daß er in den letzten Jahren im scharfen Gegenwind steht: Niemand hegt Zweifel, daß der Denkmalschutz bei der Herstellung von kultureller Identität Wesentliches beizutragen hat, gerade in dieser dynamischen Entwicklung des Verhältnisses von regionalen Sonderkulturen und europäischer Zivilisation. Aber in dem Augenblick, in dem das Geld knapp wird, ist das alles offensichtlich nicht mehr wichtig. Und da, meine ich, liegen, auch politisch, bedeutsame Versäumnisse. Der Prozeß des europäischen Zusammenwachsens läßt für mich eine kluge Aktivierung der kulturellen Substanz nötiger denn je erscheinen; „klug“ meint hier eine Aktivierung, die nicht jetzt sozusagen in Ausverkaufsmanier arbeitet, die nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe geht. Statt dessen sehe ich, bestenfalls, ein Festhalten an Traditionen -wofür ich ja an sich bin-, aber eben nicht mehr. Und das ist meiner Meinung nach zu wenig. Der europäische Einigungsprozeß geht weiter, ob das einem nun genehm ist oder nicht. Was wir dabei zu leisten haben, ist sicher etwas anderes als diesen Prozeß kulturoptimistisch zu preisen bzw. kulturpessimistisch zu bejammern oder in intellektueller Distanz sich mit einer folgenlosen Einsicht in die Notwendigkeiten zu bescheiden.

Die europäischen Eliten sehen sich heute einer Doppelverpflichtung gegenüber, die man durchaus mit jenen zwei Worten bezeichnen kann, mit denen König Ludwig I. von Bayern im Zeitalter der Restauration seine monarchische Aufgabe bezeichnete: *Conservator et Creator* zu sein.

(Hubert Glaser)

(Es handelt sich um die Verschriftlichung mündlicher Ausführungen im Rahmen eines Interviews, um das Herr Prof. Glaser vom Schriftleiter des Dom-Spiegels gebeten worden war und für das er sich bereitwillig zur Verfügung gestellt hatte.)

B
BÜCHER
TELEFON 08161 / 5527
KYRIOS
UNTERE HAUPTSTR. 33
FREISING

EUROPA

Was weiß ein 16jähriger Jugendlicher wie ich von Europa? Gewiß habe ich einige konkrete Vorstellungen und Wünsche. Unter die Wünsche fällt beispielsweise, daß es in einem vereinten Europa noch mehr Möglichkeiten für uns Schüler geben sollte, an einem Schüleraustausch teilzunehmen oder im Ausland zu studieren.

Doch unter diese Vorstellungen fällt ebenso die Erkenntnis, daß auch eine teilweise konkretisierte Vision wie die EU, die auf mich eine ungeheure Faszination ausübt, Vor- und Nachteile hat.

Zu den Vorteilen zählt für mich ein größerer Austausch von Informationen, Forschungsergebnissen, Gütern, die Aufhebung der Zölle und der freie Grenzverkehr. Des weiteren macht ein vereintes Europa den Wehrdienst wohl hinfällig, da es ein so großes Machtpotential darstellt, daß allein ein einziges Berufsheer, das Eurokorps, das sich bereits im Entstehen befindet, vorhanden sein muß aus Gründen der Abschreckung und um bei inneren Katastrophen oder Unruhen einzugreifen.

Ich halte es für einen der größten Fehler, den die EU gemacht hat, daß die Fortschritte, die auf bestimmten Gebieten wie dem Umweltschutz und den Nahrungsmittelgesetzen erzielt wurden, zum Vorteil anderer Mitgliedsstaaten verhindert oder eingeschränkt werden, anstatt als Beispiel zu dienen. Beispielsweise dürfen nun

in Deutschland Biere verkauft werden, die nicht nach dem Deutschen Reinheitsgebot von 1516 gebraut werden, und Genprodukte aus der Milchwirtschaft müssen nicht besonders gekennzeichnet werden. Des weiteren können weniger qualifizierte Handwerker und Facharbeiter z.B. aus Frankreich oder Großbritannien hier arbeiten. Hierdurch machen sie die strengen deutschen Gesetze (Berufsbildungsgesetz BBiG und Handwerksordnung HwO) mit langer Ausbildungszeit und Meisterbrief hinfällig. Da sie nur einen Gesellenbrief besitzen müssen, um einen Betrieb zu eröffnen, können sie wesentlich billigere Angebote machen als deutsche Betriebe.

Aber insgesamt ist das Bild, das ich von einem vereinten Europa habe, sehr verschwommen. Die Art und Weise, wie dieses Thema in der Schule oder in der Öffentlichkeit behandelt wird, halte ich für ungenügend. Viele Jugendliche haben keine klaren Vorstellungen oder zeigen Desinteresse, das Nichtwissen entspringt. Dabei ist Europa ein Schritt zur Erfüllung eines Menschheitstraums, nämlich einer vereinten, starken, sozial gerechten und demokratischen Welt, in der alle Menschen in Frieden und ohne Rassenhaß und -ideologien leben können. Denn auch das ist ein Vorteil Europas, daß es einen größeren Kulturaustausch ermöglicht zwischen uns und z.B. den vom Untergang bedrohten Kulturen der Sinti, Roma, Basken, Rätromanen, Bretonen, Waliser, Lap-

pen und anderer ethnische Minderheiten.

Ein vereinigtes Europa ermöglicht das gemeinsame Vorgehen gegen rassistische, politisch extremistische und nationalistische Ideologien und Tendenzen, die in den meisten, wenn nicht sogar allen Ländern Europas in einem bestimmten Maße vorhanden sind. Diese Tendenzen entspringen zum großen Teil daraus, daß die eigene Geschichte nicht aufgearbeitet wird, wie es z.B. in Frankreich oder Großbritannien der Fall ist, wo zum Teil nur die Vorteile und großen Errungenschaften der eigenen Geschichte behandelt werden, und Taten wie die Gemetzel während der Französischen Revolution, die Kollaboration des Vichy-Regimes (Marschall Petain) mit dem Naziregime oder die ersten KZ in den Burenkriegen verdrängt oder in nicht ausreichendem Maße behandelt werden. Und doch müssen besonders diese Bereiche der Geschichte insbesondere in Europa behandelt werden, wo furchtbare Dinge geschahen, die sich nicht wiederholen dürfen, und Entscheidungen getroffen wurden, die unschuldige Menschen auf der ganzen Welt betrafen - wie es im Zeitalter des Kolonialismus an der Tagesordnung war. Und gerade darin sehe ich eine der ganz großen Chancen in Europa, daß diese Ereignisse gemeinsam erörtert und aufgearbeitet werden.

(Andreas Weiß, 10b)

Bücher in Freising

ABRAXAS

BUCHLADEN

Nahnhofstr. 10 * 85354 Freising
Tel. (08161) 7230

BUCHMARKT

Kinder- und Reisebuchabteilung
Bahnhofstr. 1 * 85354 Freising
Tel. (08161) 7823

* Kartenvorverkauf *
Telefon (08161) 41700



WIR SIND 2X FÜR SIE DA!

BAUFUCHS

FACHMARKT FÜR PROFI & HEIMWERKER
Rudolf-Diesel-Str. 8 * 85356 Freising * 08161/84031



Eisenwaren * Werkzeuge * Beschläge * Ofen *
Tischkreissägen * Hobelmaschinen * Rasenmäher *
Geräte für Landwirtschaft, Handwerk und Garten



TRITSCHELER

Haushaltswaren, Glas, Porzellan, Geschenke
Untere Hauptstraße 21 * 85354 Freising * 08161/7911

SCHÜLERAUFSATZ

Als Schüler einer Europaschule

Etwas müde sitze ich am Frühstückstisch. Der Radiosprecher sagt: „Mit dem Gongschlag ist es 8.00 Uhr!“ Schon wieder spät dran, denke ich mir. Hastig schlinge ich den Rest meines Müslis hinunter. Ich schmatze mir meine Schultasche, renne aus dem Haus und schwinde mich auf mein Fahrrad. In 8 Minuten bin ich am großen eisernen Eingangstor meiner Schule der „Europäischen Gesamtschule am Blüthnerhof.“ In dieser Schule bin ich seit Herbst 1994. Ich besuche die Klasse 6d mit 21 Schülern; wir

sind 12 Buben und 9 Mädchen. Pünktlich um 8.10 Uhr husche ich in unser Klassenzimmer und setze mich neben meinen Freund Nikolas, einem Franzosen. Um 8.15 Uhr beginnt die erste Stunde: Deutsch. Herr Walter kommt fröhlich zu uns in die Klasse. Nachdem Mario das Morgengebet in seiner Muttersprache vorgetragen hat, teilt unser Lehrer die letzte Klassenarbeit aus. Keiner muß traurig sein, denn sie ist gut ausgefallen. In dieser Stunde behandeln wir die Attribute. Nikolas muß einen Text vorlesen: „eute ist ein eifer Tag...“ Wir müssen leise lachen, weil es so lustig klingt.

Nikolas kann immer noch kein „h“ sprechen, obwohl er schon 2 Jahre in Deutschland ist. In der nächsten Stunde haben wir Mathematik. Mrs. Kelly erklärt uns die Gleichungen der Brüche. Das ist für mich nicht besonders schwer. Herr Kiliakos unterrichtet uns in der nächsten Stunde Geschichte. Dort lernen wir gerade, wie die Perser vorgeblich versuchen, Griechenland zu erobern. Französischunterricht haben wir in der nächsten Stunde bei Herrn Isambert. Nikolas ist in diesem Fach natürlich sehr gut. Ein französisches Telefongespräch ist Thema der Stunde: Un coup de téléphone. Mein Französisch läßt zu wünschen übrig, muß

ich feststellen. Am Ende der Stunde kommt mein Magen, und ich freue mich auf die Mittagspause. Es riecht verlockend nach Pizza. Sie schmeckt wieder so ungewöhnlich italienisch! Wir bestellen uns mit dem Essen, damit wir an der Tischtennisplatte im Innenhof unseren geliebten Rundlauf spielen können. Auf die Sportstunde freue ich mich am meisten, denn heute spielen wir Fußball gegen die Mannschaft des Dom-Gymnasiums. Wir gewinnen knapp 3:2. Spitze! Ab 16.00 Uhr beginnt die Lern- und Hausaufgabenzeit. Heute helfe ich Nikolas in Deutsch; er hilft mir dafür in Französisch. Nachdem ich mit meinen Hausaufgaben fertig bin, radle ich vergnügt nach Hause. So geht ein schöner Tag in meiner Schule zu Ende.

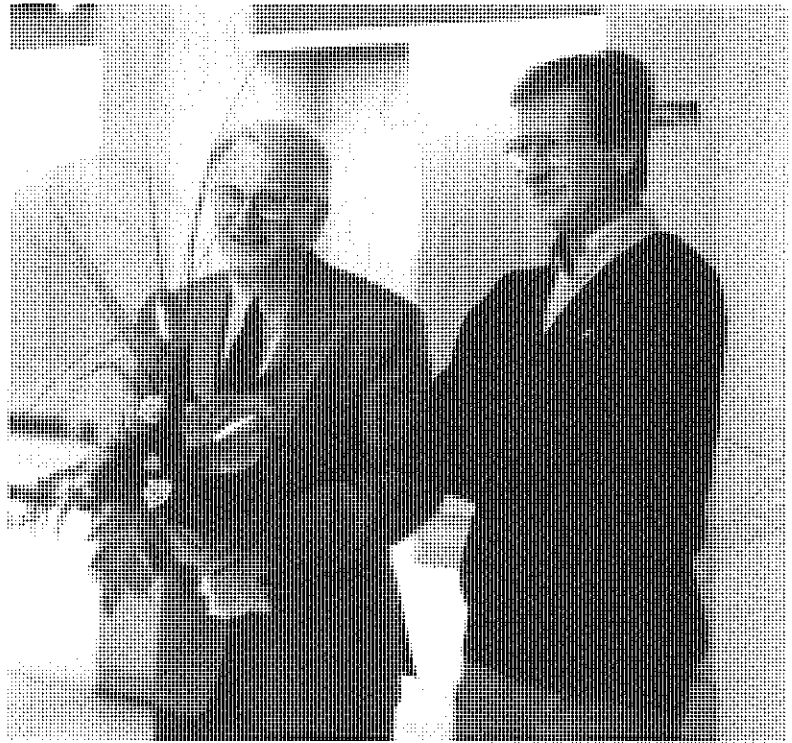
Kendlbacher Stefan 6d

GRATULATION

60. Geburtstag unseres Oberstudiendirektors Hans Niedermayer

Januaria, atrox edite sarcinis
o, et praedictum et siemens rector modestus
sunt, quos curricula vel mathematico
revolvit avari patros muros,
vel docere alicuius linguas vernaculas
Te, si nichilum turba adolescentium
certat facta magna edocere historia,
te lavat, si patris pervada bicycle
agras, cum tricens erat et ferus,
te, si discipulas collegam quoque
sequo animo gubernas Domus-Gymnasii.
Ergo hodie die tota ex pectore
praedictis comas serapentiam
te docturus hederis praemia fructus
die amicitia spero, te grata mens quoque
novata, quod imperas tam liberaliter.

v. F. Herrmann
Freisinger Dom-Spiegel 1995
S. 17



Es kann keinen Zweifel geben: Der wichtigste Freund des Dom-Gymnasiums heißt Hans Niedermayer.

45 Jahre hat es nämlich gedauert, bis sich an die Seite unserer Schule endlich ein Verein der Freunde gesellte. Siebeneinhalb Jahre lang bemühte sich der Jubilar zunächst vergebens, ein Team für ein solches Unternehmen aufzuspüren und zu motivieren. Doch schließlich war er erfolgreich, und so war es an allererster Stelle sein Verdienst, als vor nunmehr schon drei Jahren weißer Rauch aufstieg und er stolz verkünden konnte: Habemus amicos Gymnasii nostri in monte docto siti! Ganz offensichtlich bewährte sich bei dieser Initiative einmal mehr die Kunst seines erfolgreichen Handelns, die uns schon als Höheren Schülern Eindruck machte: Stets vornehm in der Art und Weise, dennoch konsequent in der Sache.

So möchte ich Ihnen, sehr geehrter, lieber Herr Oberstudiendirektor Niedermayer, im Namen unseres Vereins von ganzem Herzen zu Ihrem 60. Geburtstag gratulieren, Ihnen für Ihre weiteren Jahre als Privatmensch, als Oberstudiendirektor und nicht zuletzt als engagierter Historiker in, mit, neben und nach der Schule Glück, Erfolg und guten Mut wünschen.

Außerdem darf ich Ihnen diesen Umschlag überreichen. Zwar ist er nicht besonders groß - aber es ist uns ja nicht neu, daß die äußere Größe niemals Rückschlüsse auf den Inhalt gestattet; hierin jedenfalls verbirgt sich ein

(Florian Herrmann)

bescheidener ergänzender Beitrag zu Ihrer Sammlung von historischen Andachtsbildern.

Offen gesagt sehe ich mich allerdings außerstande, nun - wie es üblich scheint - allgemein über Geburtstage mit großen und insbesondere runden Zahlen zu rasonieren oder gar konkret Ihre Person - wie man so schön sagt - zu würdigen. Selbstverständlich kann ich Ihnen mangels entsprechender eigener Lebenserfahrung keine wie auch immer gearteten Tipps für das nächste Lebensjahrzehnt geben und will Ihnen auch nicht mit abgeschmackten und verbrauchten Weisheiten aus dem Zitatlexikon gut zureden; es stünde mir nicht zu Gebote und läge weit unter Ihrem Niveau. Was könnten Sie schon anfangen mit Sätzen wie: „Die Jahre sind ein Kapital, dessen Kraft sich mindert, je mehr es wächst“ (Lebensweisheit). Oder gar: „Wer im dreißigsten Jahr nicht schön, im vierzigsten nicht stark, im fünfzigsten nicht klug und im sechzigsten nicht reich ist, der darf danach nicht hoffen“ (frei nach Martin Luther).

Deshalb schlage ich - mit Verlaub - einfach vor: Vergessen Sie die Zahl, genießen Sie den Tag und bleiben Sie so, wie Georg Lohmeier - ein anderer prominenter Freund des Dom-Gymnasiums - die Honorationen der Prinzregentenzeit beschreibt und wie wir Sie schätzen: A bisserl vornehm und a bisserl leger.

Herzlichen Glückwunsch.

GRATULATION

Und so berichtete der Dom-Report, die Schülerzeitung am Dom-Gymnasium, vom denkwürdigen Ereignis:

EIN JÜNGLING WIRD 60



Wie schon gesagt, gab uns das Geburtstagskind den Rest des Tages frei. Also.

Am Mittwoch, den 14.9.1994 feierte unser Direktor Hans Niedermayer seinen 60. Geburtstag. Schon vor und in den Sommerferien wurde eifrig geplant und vorbereitet. Herr Schwarz probte bei verschüttetem Weißbier mit den vier Bläsern, die Geschenke sowie Blumensträuße wurden besorgt. Endlich war er da,

Herr von Lichtenstern für den Elternbeirat und der Personalrat schlossen sich an. Zu gerne hätten viele die Geschenke gesehen - aber leider, sie blieben wunderschön verpackt. Herr Niedermayer dankte bewegt und gab uns die letzte Stunde frei. Toll!

jener große Tag. Die ersten vier Stunden verliefen völlig(?) normal. Erst als es in der fünften Stunde noch einmal bimmelte, war es soweit: das Lehrerkollegium und die gesammte Schülerschaft bevölkerten Aula und Ränge. Und dann kam er - unter dröhnendem Applaus- unser Jubilar! Bei solchen Anlässen sind Ansprachen

Und zu guter Letzt kam noch die SMV zu Wort, Conrad Brinkmeier hat seine Sache gut gemacht. Ein akustischer Akzent besonderer Art unmittelbar danach: Unter donnerndem Applaus zerbarst eine Flasche, die, von niemandem bewegt, vom ersten Rang aus den kürzesten Weg in die Tiefe

Der Dom-Report wünscht noch einmal:
ALLES GUTE ZUM GEBURTSTAG!!!

und:

OMNIA BONA AT DIEM NATALIS!!!

sowie :

HAPPY BIRTHDAY TO YOU!!!

als auch:

ΕΥ ΠΡΟΑΓΓΕΙΛ

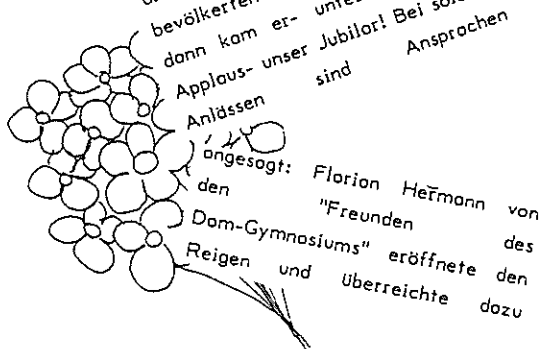
nicht zu vergessen:

BON ANNIVERSAIRE !!!

und zuletzt:

¡ CUMPLEAÑOS FELIZ!!!

Mania



Andachtsbilder. (Außerdem versetzte er Herrn Reiter einen gewaltigen Schock mit seinem Zitat "habemus omicium Dom-Gymnasium!")

fand. Da Herr Leistel als Jubiläumswilling (er wurde am selben Tag genauso alt) leider etwas ins Vergessen geraten war, überreichte ihm unser Direktor

einen seiner Blumensträuße. Die musikalische Gesöltung lag bei Lukas Moser am Cello, Max Trübswetter an der Posoune, Johannes Mosreiner und Christian Knoth in der ersten und Maria Hondele in der zweiten Trompete,

Dom Report

Marie Antonie Goldhofer

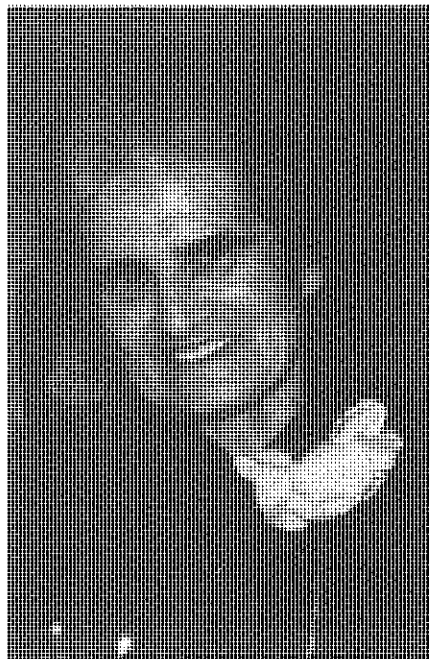
Wir nannten sie 'die Haller-Miß' und spielten damit nicht nur auf die Fremdsprachen an, die sie uns beibrachte; vielmehr schwang auch Bewunderung mit - war sie doch das einzige weibliche Wesen in dem Kollegium meist älterer Herren, die unsere Lehrer waren - und Anerkennung ihrer ladyhaften Erscheinung von vornehmer Zurückhaltung bei aller Entschiedenheit des Auftretens. In der vorherrschenden Bodenständigkeit des Lehrerkollegiums verkörperte sie für uns in den fünfziger Jahren etwas vom Duft der großen weiten Welt. Dann heiratete sie Herrn Goldhofer, unseren Musiklehrer, den wir ob seines Haarschnitts „Igel“ nannten, und zog einige Jahre später mit ihm nach Dachau um. 1975 hörten wir vom Tode ihres Mannes; wir sahen sie gelegentlich bei Klassentreffen, vielleicht auch bei einem der Dachauer Kirchenkonzerte mit Werken Goldhofers.

Letzten November lud sich die Redaktion dieser Zeitschrift einfach bei Frau Goldhofer zu einem Gespräch

Wie erreicht man mit Anmut ein, wie man so sagt, gesegnetes Alter, ohne die muntere Frische zu verlieren, die üblicherweise jüngeren Lebensjahrzehnten zugeschrieben wird? Diese Frage stellten wir zwar nicht, aber der Verfasser erlaubt sich zu vermuten, daß das Geheimnis in der großen Selbstdisziplin liegt, die sie durch ein nicht immer leichtes Leben hindurch geübt hat. Ihr Vater, gräflich-törringischer Verwalter auf dem oberbayerischen Gut Schenkenau, verliert sein Leben schon 1915 auf einem der Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs, viel zu früh für das gerade zweijährige Mädchen. Ein möglicher Lebensentwurf - man kann sich gut eine unbeschwerte Jugend auf dem Lande, eine sorglose Schulzeit, gesellschaftliches Leben vorstellen - wurde somit hinfällig, und ein bescheidener bestimmte die ersten Lebensjahrzehnte. Die Mutter zieht mit den vier Kindern ins Württembergische zu Verwandten des Vaters und kehrt erst 1921 nach Hohenwart ins Bayerische zurück. Man ist bildungsbewußt, und so wird die begabte Marie Antonie auf die Höhere Mädchenschule der Englischen Fräulein in Schrobenhausen geschickt. Dort wird ihr viel an modernen Fremdsprachen und deutscher Literatur vermittelt. Religion war wichtig und machte gegen den atheistischen Radikalismus von links und rechts immun.

Nach der Mittleren Reife sollte sie auch das Abitur anstreben. Deshalb mußte sie von Zuhause fort nach In-

ein, das uns bereitwillig gewährt wurde. Bei gutem Kaffee und vorzüglichem Kuchen plauderte sie in ihrem Dachauer Haus mit uns über sich und ihre Zeit in Freising. Vom gemütlichen Kaffeetisch ging der Blick hinaus in den sorgsam gepflegten Garten; im Raum leuchteten Bilder Dachauer Maler inmitten der Zierlichkeiten, die einer Dame zustehen. Wenn wir uns in die Schulzeit zurückversetzt fühlten, dann lag es an der Frische und liebenswürdigen Entschiedenheit - der Beruf prägt - der Stimme, in der noch die elterliche Herkunft aus dem Württembergischen und die Jugend im Donaumoos nachhallen. Die mitschwingende Herzlichkeit haben wir als Schüler wohl unbewußt genossen, so richtig erkannt haben wir sie damals nicht. Umso mehr sind wir uns ihrer jetzt bewußt, da der Blick vom erhöhten Lehrerpult und das Rollenverhalten von Lehrer und Schülern weggefallen und wir selber älter sind, als sie es damals war.



Frau Marie Antonie Goldhofer

golstadt in ein katholisches Mädchenheim. In der Oberrealschule fand sie sich mit drei anderen Mädchen in einer Klasse voller Buben wieder, die den Mädchen gegenüber recht scheu waren. Diese saßen in den vier Bänken der vorderen Reihe, hinter ihnen 15 Buben. Die Wandertage absolvierte man in strenger Geschlechtertrennung, wobei alle Mädchen der Schule in einer Gruppe zusammengefaßt wurden. Man lernte viel und war zur

Einhaltung einer noch strengen Schulordnung verpflichtet, die zu abendlichem Ausgang, Kino- und Theaterbesuche nicht eben ermunterte. Da man Schülermützen trug, fiel man auch gleich auf. Aus der Erzählung kristallisiert sich schließlich ein munteres Mädchenquartett heraus, das verbotenerweise und fast unbemerkt - einmal äußerte ein Lehrer, daß es wohl anstünde, das nächste Mal im Kino zu grüßen - die Filme mit Heinz Rühmann oder Lilian Harvey sah, am Ingolstädter Theater die ersten Operetten erlebte und für Schauspieler und Sänger schwärmte. Anschließend besorgte man sich die Noten und sang am Klavier nach, was man zuvor im Kino oder Theater gehört hatte. Es war die Freundschaft der vier Mädchen untereinander und das Gefühl der Zusammengehörigkeit in der Klasse, die den gymnasialen Schuljahren in der Erinnerung Glanz verleihen. Viele der jungen Männer starben im Krieg, doch noch heute treffen sich die wenigen Überlebenden. So auch 1994 zum 60. Abiturjubiläum.

Bis zum Abitur war die Schulzeit in Ingolstadt von Nazi-Ideologie verschont geblieben. Im Deutschabitur wurde aber nicht mehr nach den deutschen Klassikern gefragt, sondern Weltanschauung gefordert. Frau Goldhofer erinnert sich noch der Verzweiflung, die sie ergriff, als sie nicht mehr Fragen der Literatur oder des Lebens, sondern das Führerprinzip, die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen

des Dritten Reiches oder die Zukunft des Flugzeugs erörtern sollte. Die Freude über das bestandene Abitur trübte die Aussicht, daß nicht mehr alle Mitabiturienten einen Studienplatz bekamen, da das neue Regime damals die Zahl der Studierenden an der Universität München auf 5000 beschränkte. Sie selbst erhielt eine Studierlaubnis und als Kriegswaise ein kleines Stipendium, das ihr erst das Studium in München ermöglichen sollte. Als Lebensperspektive bot sich damals für sie ausschließlich das Studium auf einen Beruf hin an. Studium aber und das Anknüpfen von Freundschaften ließen sich damals nicht vereinbaren.

Der vor dem Studium abzuleistende Pflichtarbeitsdienst führte sie durch eine gute Fügung nicht in die kalte Befehlsstruktur eines Barackenlagers, sondern entführte sie zusammen mit anderen Abiturientinnen in die verstaubte und schwindende Herrlichkeit

der jungen Damen.

Das Studium in München bringt ein Gefühl des Verlorenenseins. Der Lehrbetrieb war unpersönlich und nahm auf die Bedürfnisse von Studienanfängern keine Rücksicht. Zudem fehlte die Aussprache mit den Ingoistädter Freundinnen. Das Stipendium war knapp bemessen und mußte durch den Verdienst aus Nachhilfestunden ergänzt werden. Zwar ertönte noch nicht von allen Lehrstühlen die Ideologie der Nazis, aber der NS-Studentenbund bedrängte mit weltanschaulicher Beeinflussung. Das Fremdsprachenstudium habe für sie nie in Frage gestanden, obwohl man sie in der Schule sehr zum Studium der Mathematik ermutigt hatte. Die Mathematik sei aber nichts fürs Gemüt gewesen. Von den Professoren beeindruckte sie der aufrechte Romanist Karl Voßler. Da man im Fremdsprachenunterricht in Ingoistadt gar keine Konversation betrieben hatte, sei es anfangs schwer

1940 aufnehmen konnte, als ihre Mutter nach München zog. 1941 folgte das Erste Staatsexamen. Die Referendarzeit leistete sie an der Luitpold-Oberrealschule ab. Alles war etwas improvisiert. Die pädagogische Ausbildung im Englischen etwa bestand in der Überreichung einer „Methodik des Englischunterrichtes“ durch einen älteren Kollegen, mit deren Hilfe sie aber ein gutes Examen ablegte.

Die Zuweisung an die Freisinger Aufbauschule auf dem Domberg bedeutete trotz der Nähe Münchens - „Als Beamtin müssen Sie auch um drei Uhr früh verfügbar sein.“ - Umzug nach Freising, das ihr aus der Lektüre von Josef Hofmillers „Wanderbildern“ nicht unbekannt war. Freising, das war zunächst das Gefühl von Erleichterung, im gewünschten Beruf den notwendigen Verdienst zu finden, aber auch die allgemeine Bedrückung des Krieges und enge Verhältnisse, nämlich zwei Dachkammerln in der Ganzenmüllerstraße, in denen es im Sommer stickend heiß und im Winter bitter kalt war, um die man aber trotzdem froh war. Die Domstadt blieb zwar bis April 1945 von Bomben verschont, aber die Sorge um die Mutter ließ sie nach Luftangriffen oft nach München radeln, um nachzuschauen.

Im Februar 1945 wurde das Gebäude der Aufbauschule in ein Lazarett umgewandelt und Frau Goldhofer an die Oberschule versetzt, die Vorgängerin des Dom-Gymnasiums. Dort seien die Schüler schon lebhafter gewesen, aber auch sie hätten gerne und diszipliniert gelernt. Am 18. April erfolgte der Bombenangriff auf Freising, am 29. April hißte man die weiße Fahne vor den einrückenden Amerikanern. Auch wenn damit der Not noch kein Ende war, so atmete man auf, war doch der Zwang weg und der Krieg vorbei. Frau Goldhofers Dachwohnung wurde von Amerikanern requiriert, aber sie fand ein Zimmer in der Ziegelgasse, als der zukünftige Hausherr mit „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ an die Ritterlichkeit eines Mitbewerbers appellierte. Hart war auch der Wiederbeginn des Unterrichts. Auch als Lehrer durfte man sich bei der Schulspeisung mitanstellen, im Winter mußte man in kaum beheizten Räumen in Mantel und Handschuhen unterrichten. Die nachzulegenden Bricketts inspizierte Oberstudiendirektor August Poellinger persönlich.

Da wir hier schon unserer eigenen Schulzeit nahe gekommen waren, wollten wir natürlich wissen, wie jener



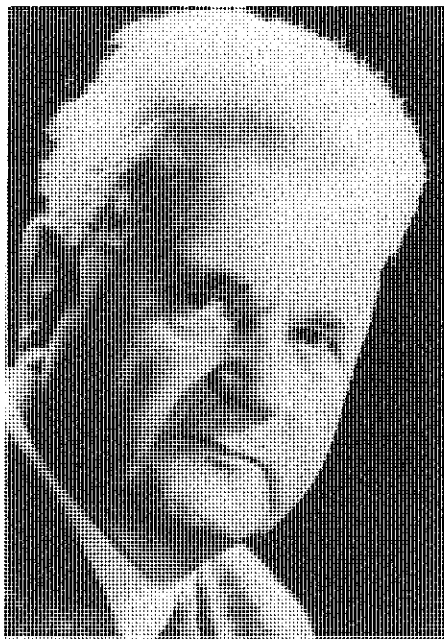
Herrn Goldhofers Schüler musizieren zum Weihnachtsfest 1948

adeligen Landlebens auf dem Schloß des Barons Tucher zu Leitheim bei Donauwörth. Zwar mußten die 30 'Maiden' Rasen umgraben, und der Pumpbrunnen mitten im Schloßhof ersetzte die Wasserleitung, aber man schlief, wenn auch auf Strohsäcken, unter dem Rokokohimmel, den Gottfried Reinhard Götz an der Decke des Festsaaes von Leitheim geschaffen hatte. Das wohlthuende Umfeld wurde auch noch nicht durch NS-Schulungen getrübt, vielmehr achtete die Leitung auf den sonntäglichen Kirchenbesuch

gewesen, sich an die muttersprachlichen Vorträge der Lektoren zu gewöhnen. Bücher waren teuer, so daß man sich nur billige Textausgaben leisten konnte und sich Bücher ansonsten aus den Bibliotheken lieh. Die junge Studentin leistete sich aber die billigen Studentenkarten fürs Residenztheater und für die Oper oder Konzerte im Odeon. Ein Au-pair-Aufenthalt in der französischen Schweiz bringt Geläufigkeit im Französischen, eine schwere Erkrankung führte aber zum Abbruch des Studiums, das sie erst wieder

uns unnahbare und donnernde Zeus nun eigentlich war. Er sei eine ein-drucksvolle Persönlichkeit gewesen, der mit seiner Erscheinung und sei-nem Wort den ganzen oberen Gang füllte und von den Schülern sehr re-spektiert wurde. Als man nach dem Krieg die Frauen aus den Jungenschu-len entfernen wollte, sagte er zu Frau Goldhofer, er habe grundsätzlich et-was gegen Frauen in Bubenschulen, aber gegen sie habe er nichts. Wer seine Pflicht tat, hatte mit ihm keine Schwierigkeiten. Leutselig sei er ge-wesen. Gerne kam er ins Lehrerzim-mer, um - vor allem mit den älteren Herren - zu plaudern und Anekdoten aus seiner Zeit als Prinzenzieher zu erzählen. Vom seligen Kaspar Stang-gassinger habe er schon damals viel zu berichten gewußt. Oberstudiendi- rektor Poellinger habe ihr auch zum ersten Engländeraufenthalt verholfen. Die dazugehörige Geschichte sollte in der Zeit der leichten und schnellen Auslandsreisen ausführlich erzählt werden. Frau Goldhofer sagt, bis da- hin sei sie sich im Englischunterricht wie eine Köchin mit Kochbuch, aber ohne Kochtopf vorgekommen. Sie er- griff daher 1950 die Gelegenheit eines Au-pair-Aufenthaltes auf Tonford Manor bei Canterbury, der ihr von den Eichstätter Benediktinerinnen, die Be- ziehungen dorthin hatten, vermittelt wurde. Die vermittelnde englische Äb- tissin wollte aber zunächst ein kirchli- ches Leumundszeugnis sehen. Herr Poellinger habe sie einfach zu Prälat Dr. Höck, dem Rektor des Priester- seminars geschickt. Die Reise drohte dann an den fehlenden britischen Schillingen zu scheitern, die sie benö- tigte, um von der Londoner Victoria Station zum Trafalgar Square zu ge- langen. Am Wirtschaftsministerium in München riet man ihr nur, sich das nötige Kleingeld aus England schicken zu lassen. Irgendwie konnte sie sich aber kurz vor der Abfahrt einen kleinen Sterling-Betrag bei einer Bank am Münchener Hauptbahnhof abholen, den sie aber nicht ohne weiteres aus- führen durfte. So wurde eine ge- setzestreue bayerische Beamtin ge- zwungen, die wenigen Devisen in ihre Wäsche einzunähen und unter Ver- leugnung ins Angesicht von gestren- gen Zöllnern über die Grenzen zu schmuggeln. Die Ankunft begann recht unglücklich, denn die Dame, bei der sie als Köchin und Zimmermädchen arbeiten sollte, war erkrankt und konnte sie zunächst nicht gebrauchen. Doch die Benediktinerinnen sprangen ein und nahmen sie bei sich in Minster

Abbey auf. Als sie dann doch noch ihre Stelle antreten konnte, gaben sie ihr eine Novizin mit, die ihr beim Auf- räumen und Kochen half, einer Tätig- keit, der sich unsere Englischlehrerin bis dahin nur wenig hatte widmen können. Aufregung gab es noch ein- mal am Ende des Aufenthaltes, als die Äbtissin ihr etwas Geld vorstreckte für einen einwöchigen Aufenthalt in Lon- don, der sich allerdings ins gerade beginnende Schuljahr hineinziehen würde. Telephonisch war das Direkto- rat nicht zu erreichen. Sie teilte den Sachverhalt also brieflich mit und nahm einen ungnädigen Oberstudien-



Herr Anton Goldhofer

direktor in Kauf, dessen Verstimmung sich aber bald wieder legte. Wir Schüler merkten davon nichts, wohl aber bemerkten wir das gute Englisch unserer Lehrerin. Nach ihrer Erinne- rung müssen wir recht brav und or- dentlich gewesen sein. Es soll am Anstandsunterricht gelegen haben, den in der frühen Ära Brandmair jeder Lehrer in der ersten Wochenstunde zu geben hatte. Frau Goldhofer erinnert sich an eine Englischklasse, die sich für ein Schülervergehen mit einem Blumenstrauß entschuldigte. Da es sie damals noch gab, spielten Maikäfer bei Schülerstreichen eine Rolle. So krochen in einer ihrer Stunden Maikä- fer aus dem Lehrerpult. Die Reaktion ist nicht übermittelt, wohl aber, wie geschickt die Haller-Miß es vermied, unter dem in der Weihnachtszeit an der Klassentür befestigten Mistelzweig zum Stehen zu kommen. Zu nennen weiß sie noch den Schüler, der am

Tage der Firmung lachend erzählte, sein Nachbar sei zweimal gefirmt wor- den, einmal vom Bischof und dann vom Herrn „Professor“.

Was uns damals sehr interessierte, war ihre für uns unerwartete Heirat mit unserem Musiklehrer. Kein Wunder, daß wir es diesmal aus erster Hand genau wissen wollten. Also, so wie es Michael Großmeier im „Zögling“ dar- gestellt hat, war es nicht. Vielmehr war Anton Goldhofer der unbekannte Vet- ter ihrer Schwägerin, den es von ei- nem Würzburger Gymnasium nach Freising verschlug. Sie lernte ihn im Familienkreise kennen und beim Mit- tagstisch im Furtner Bräu, wo sich die Kollegen gerne trafen. Er lebte im Grunde nur für die Musik und war be- strebt, sich die Musikinstrumente, Musikalien und Bücher wieder zu be- schaffen, die ihm beim Bombenangriff auf Würzburg alle verbrannt waren. Dies erklärte auch sein bescheidenes Äußere, das aber seine tiefühlende Persönlichkeit nicht lange verbergen konnte.

Wenige Jahre nach der Heirat ließ sich Herr Goldhofer nach Dachau ver- setzen, wo sein Elternhaus stand. So kam auch für sie der Abschied von Freising und die Versetzung nach Dachau. 1962 gab sie nicht leichten Herzens den Schuldienst auf, da ihre Mutter nun der Pflege bedurfte. Das Wohl der Mutter und das ihres Man- nes hatten für sie Vorrang vor den ei- genen Wünschen. Der Umgang mit der Jugend ging ihr ab, aber sie be- reute diesen Schritt nie: „Man baut sich eine neue Welt auf.“ Nun gab es Zeit für die Familie, für Freunde, fürs Theater und für Bücher; Reisen konn- ten gut vorbereitet werden, und die Pflege des Gartens war nicht mehr Belastung.

Anton Goldhofer starb 1975. Mit 50 Jahren hatte er ein Requiem begon- nen, das er im Schatten des Freisinger Doms - er wohnte damals beim Geist- lichen Rat Martin Danner - kompo- nierte. „Laß mir mein Requiem ab- schreiben,“ war sein Wunsch zu sei- nem 60. Geburtstag. Er selbst hörte es nie aufgeführt. Aber es blieb Frau Goldhofers Anliegen, seine Musik auch anderen erlebbar zu machen. Es erfüllt sie heute noch mit Freude und Genugtuung, daß es ihr 1982 gelang, sein Requiem in einer beeindruckenden Uraufführung in der Dachauer St.Jakobskirche zum Erklingen zu bringen. Noch im gleichen Jahr wurde seine deutsche Bläsermesse aufge- führt, ein Jahr später gab es einen Abend mit seinen Liedern. Bei einer

INTERNES

Dichterlesung mit Michael Großmeier, der einst in Freising Herrn Goldhofers bevorzugter Geigenschüler war, erklang 1977 ein Quartett des Lehrers. In St.Jakob singt man immer noch seine Missa Brevis in C, die 1985 in Maria Immaculata in München uraufgeführt wurde. Als letzte Komposition war die Zweite Messe in Es in der Uraufführung 1991 zu hören. Frau Goldhofer bekennt, daß sie sich sehr

freuen würde, wenn auch Freising einer Musik, die auf seinem Domberg, von der Umwelt unbeachtet entstand, die verdiente Aufmerksamkeit schenkte.

Es wurde spät bei unserem Gespräch. Und es machte deutlich, wie sehr Frau Goldhofer noch heute Anteil am Dom-Gymnasium nimmt und am Schicksal so mancher ihrer früheren Schüler interessiert ist. Im Rückblick

erscheinen die Jahre in Freising als eine schöne, glückliche Zeit. Insbesondere wurde auch spürbar, wie sehr sie sich einst um ihre Schüler gekümmert hat.

Wir danken Ihnen, Frau Goldhofer.

(Dr.M.Musiol)

Aus dem Vereinsleben

Knapp drei Jahre nach seiner Gründung hat sich der Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums etabliert. Für viele (ehemalige) Lehrer, Schüler, Schülereltern und Freunde der Schule bietet er eine Basis, um ihrer Verbundenheit zur Schule Ausdruck zu verleihen. Dies ist wohl auch der Grund dafür, daß der Verein heute (1.12.94) schon 278 Mitglieder zählt. Die „Freunde des Dom-Gymnasiums“ belassen es dabei nicht bei (recht respektablen) finanziellen Beiträgen, es besteht auch sonst große Bereitschaft, die Schule zu unterstützen.

Besonders möchte ich in diesem Zusammenhang den Referenten der verschiedenen Veranstaltungen für ihr Engagement danken.

In Ergänzung zum Musikunterricht führte Prof. Dr. Rüdiger Bartelmus am 10.3.94 in die Symbolik der Matthäuspasion von J.S. Bach ein. Auf Wunsch der Musiklehrerin, Frau Malich, beschaffte der Verein noch Klavierauszüge zur Matthäuspasion; und damit jeder, der sich dafür interessierte, auch etwas mit nach Hause nehmen konnte, gab es die Zusammenfassung der Vortrags in einem kleinen Heft zu kaufen. Auf Wunsch kann dieses Heft auch denjenigen zugesandt werden, die nicht zum Vortrag kommen konnten (Unkostenbeitrag 5 DM).

Unvergessen wird vielen die lebensnahe Schilderung des Alltags der römischen Legionäre durch Dr. Marcus Junkelmann am 12.3.94 bleiben. Mit mehreren ebenso abenteuerlustigen Weggefährten hat der Geschichtswissenschaftler Märsche der Römer in deren Ausrüstung nachvollzogen (zu seinen Büchern vgl. die Besprechungen im Dom-Spiegel Heft 1). So konnte er, als es darum ging, Mili-

tärgeschichte anschaulich zu machen, nicht nur auf eindrucksvolle Dias zurückgreifen; die Zuhörer bzw. Zuschauer hatten auch Gelegenheit, die Ausrüstungsgegenstände selbst in die Hand zu nehmen. Die Veranstaltung war sehr gut besucht, es kamen vor allem auch viele junge Leute.

Weiterer Höhepunkt war der **Kammermusikabend** mit den ehemaligen Schülern **Anke Moser** (Oboe) und **Andreas Wehrenfennig** (Harfe) am 20.10.94. Beide haben 1991 am Dom-Gymnasium Abitur gemacht und studieren derzeit Musik. Das Programm war bunt gemischt von Händel bis zu ganz modernen Kompositionen. Die Künstler ernteten viel Beifall.

Wie jedes Jahr gab es im Herbst auch eine Veranstaltung zur **Berufsberatung**. Nach den Medizinern 1992 und den freischaffenden Künstlern 1993 waren diesmal die **technischen Berufe und Naturwissenschaften** dran. Sehr erfreulich war wieder einmal die spontane Bereitschaft der Referenten, trotz enormer Arbeitsbelastung und teilweise erheblichem Termindruck einen Abend hierfür zu opfern. Es waren dies Prof.Dr. W.A.Herrmann (Inhaber des Lehrstuhls für anorganische Chemie 1 der TU München), Prof.Dr. J.Herz (Präsident der Fachhochschule Weihenstephan), Dr.Ing. M.Holzner (Forschungs- und Technologiezentrum der BMW-AG München), Dipl.Ing. Andrea Pollich (sie betreibt ein Statikbüro), Dr.Ing. M.Rott (Akademischer Rat am Lehrstuhl für Raumfahrttechnik der TU München) sowie Stephan Baumer (Student der Elektrotechnik an der TU München). Trotz dieser nun wirklich kompetenten Besetzung und intensiver Werbung an allen Freisinger Gymnasien und in der Presse war das Echo unter den Schü-

lern eher gering. Das ist schade, weil ich es nach wie vor für eine besonders wichtige Aufgabe halte, Schülern die Berufswahl zu erleichtern und ihnen vor allem oft fürs ganze Leben bittere Fehlentscheidungen zu ersparen. Dies ist auch der Grund, warum ich diese Veranstaltungsreihe nicht aufgeben will. Allerdings soll das Konzept geändert werden. Ich überlege z.B., solche Veranstaltungen mit der Besichtigung von Unternehmen oder Behörden zu verbinden. Gleichzeitig soll eine Datei erstellt werden, mit deren Hilfe sich Schüler individuell bei Vereinsmitgliedern über ihren Wunschberuf informieren können. Nach meinen bisherigen Erfahrungen bin ich sicher, daß sich viele Mitglieder hierfür zur Verfügung stellen werden.

Die großzügigen Spenden und Beiträge der Mitglieder versetzten den Verein immer mehr in die Lage, die Schule auch finanziell zu unterstützen. Gefördert wurden in erster Linie Aktivitäten, die außerhalb des normalen Schulbetriebs liegen. So wurden etwa eine Dichterlesung und die Anlage eines japanischen Gartens (unterhalb des Musiksaals) bezuschußt. Weiter wurden eine Balldekoration für die Aula, Videos und Klavierauszüge sowie eine extragroße Leinwand für Diavorführungen gekauft. Die geplante Herausgabe eines Heftes mit den besten Arbeiten des Fotokurses von StD Achatz soll ebenfalls vom Verein getragen werden. Die Wünsche sind inzwischen so vielfältig, daß man sich fragt, wie die Schule früher ohne Förderverein existieren konnte.

(Martin Gleixner)

BÜCHERECKE

Marianne Baumhauer
Felix Baumhauer.

Ein Leben für die christliche Kunst
Pirol-Verlag, Eichstätt 1994
58,- DM

Bereits im Dom-Spiegel Nr. 2 (1994) war eine Veröffentlichung von Marianne Baumhauer, vormals Lehrerin für Mathematik und Physik am Dom-Gymnasium, zum Werk ihres Vaters Felix Baumhauer vorzustellen: „Der Maler Felix Baumhauer“. Nach zwei weiteren Publikationen „Der Maler Felix Baumhauer, Rezensionen“ (1992) und „Der Maler Felix Baumhauer, Nachtrag“ (1993) wird von der Tochter des Künstlers mit dem vorliegenden Band „Felix Baumhauer. Ein Leben für die christliche Kunst“ (1994) die Publikationsreihe über das künstlerische Wirken ihres Vaters abgeschlossen. Der Titel ist etwas unpräzise, denn das Opus enthält nicht nur Bilder von Arbeiten Baumhauers im sakralen Bereich, sondern ergänzt auch die Dokumentation seines Schaffens durch die Veröffentlichung profaner Werke. Besonders eindrucksvoll für den Kunstliebhaber sind da etwa die Blumenstilleben oder die Landschaftsaquarelle, die zu den frühen Werken des Meisters zählen. Übrigens ist jene Dreifaltigkeitsdarstellung, von der es im ersten Band von 1992 heißt: „Es ist wohl das schönste Bild, das er je gemalt hat“, nunmehr als krönender Abschluß in Farbe reproduziert. Überhaupt ist festzuhalten, daß von den insgesamt 85 Abbildungen nur ganz wenige in Schwarz-Weiß, fast alle in exzellenten Farben wiedergegeben sind. Möge durch weitere Verbreitung dieses Bildbands Frau Baumhauers im Nachwort geäußertes Anliegen konkrete Wirklichkeit werden: „*Ich wünsche von Herzen, daß der Geist und die Seele dieser Kunst auch für den Menschen und Christen der Gegenwart eine wirkliche Bereicherung wird.*“

Michael Großmeier

Unterm Schnee die Zuversicht
Waldkircher Verlag, Waldkirch 1994
24,80 DM

1994 erschien Michael Großmeiers vierter Haiku-Band. Nach aufsehenerregender und auch örtliche Turbulenzen erzeugender Prosa, in der die persönliche freud- und leidvolle Erfahrung als „Zögling“ in Freising durch die Verdichtung im Sprachkunstwerk Allgemeingültigkeit gewinnt, ist also im zuletzt erschienenen Buch nun wieder die Formwelle des Fernen Ostens in der lyrischen Aussage präsent. Hachiro Sakanishi, Professor für Germanistik in Sapporo, stellte Großmeiers Haiku der japanischen Öffentlichkeit vor und bescheinigte ihnen, daß sie den

Geist des großen Haiku-Altmeisters Basho (1643-1694) atmen. Das heißt aber nicht, daß Großmeiers künstlerische Gebilde nur für Japan-Spezialisten von Interesse wären. Wie die japanischen Vorbilder laden sie vielmehr jeden, der ein offenes Auge und Herz hat, dazu ein, beim ästhetischen Genuß eines sprachlichen Kunstwerks, in dem ein ganz bestimmter, eng begrenzter Naturvorgang aufgehoben ist, das bloße Nachahmung übersteigende Mehr zu erleben. Und diese Entdeckungsreise ins Herzland der Dinge ist ebenso in die Tiefe gehend -

*Auch mich durchströmt sie
unterm Schnee die Zuversicht
des dürrn Grashalms -*

wie herzhaft-natürlich:

*Was klatscht der Nachtwind
Tropfen mir auf das Papier -
pfuscht mir ins Haiku.*

Emil Scheibe

Täglich verletzt Täglich gekreuzigt
(Ausstellungskatalog)
Katholische Akademie in Bayern (Hg.)
1994
39,- DM

Seinen 80. Geburtstag feierte am 23. Oktober 1994 Emil Scheibe, so manchem Ehemaligen des Dom-Gymnasiums noch gut in Erinnerung als „Zeichenlehrer“, wie man vormals zu sagen pflegte. Dieses Datum war Anlaß, das Lebenswerk des Künstlers durch Ausstellungen in der Katholischen Akademie und in der Galerie im Rathaus (München) zu würdigen. Der zu den Ausstellungen herausgegebene Katalog enthält Abbildungen aller 120 ausgestellten Exponate und gibt damit erstmals einen Überblick über das riesige Gesamtwerk des Malers. Neben den Abbildungen, von denen 45 in Farbe sind, enthält der Band eine Kurzbiographie sowie Aufsätze, u.a. von Eugen Biser zu zwei Passionsbildern des Künstlers. Er selbst äußert sich in einem der Texte zu seiner Intention, zur heutigen Kunstszene und zu seiner Position als Maler. Die Warnung von tödlicher Bedrohung durch Umweltzerstörung, Übertechnisierung und Reduktion auf kraß Materielle, im Universum seiner Bilder konkret geworden, diese Warnung ist auch das Restümee seiner diskursiven Aussagen: „Nicht den Homo-Computer sollten wir evolutionieren, sondern durch eine neue Renaissance des menschlichen Geistes die Gesellschaft revolutionieren und humanisieren“.

Eine Nachfrage bei der Katholischen Akademie in Bayern ergab, daß dort Exemplare dieses Katalogs noch

vorhanden und käuflich zu erwerben sind (Katholische Akademie in Bayern, Mandlstraße 23, 80802 München, Postanschrift: Postfach 401008, 80710 München, Tel. 089/381020, Fax 089/38102103).

Rudolf Goerge

**Als das Landratsamt
noch ein Kloster war**
Landkreis Freising (Hg.) 1993
32,50 DM

Mit dem Titel des Buches erweist Rudolf Goerge gewiß auch seinem Kollegen, dem ehemaligen Bezirksheimatpfleger von Oberbayern, Paul Ernst Rattelmüller, seine Reverenz, der in dem Bildband „Als das Landratsamt noch eine Kaserne war“ einen Ausschnitt der Geschichte Neustifts näher beleuchtet hatte. Tiefgreifender und bedeutsamer als die „martialische“ Phase des Klosters Neustift sind indes gewiß die sechseinhalb Jahrhunderte, in denen die Prämonstratenser großen Einfluß auf die Hofmark Neustift und das mittlere Anperltal, ja auf ganz Bayern ausgeübt haben. Diese Zeit von 1142 bis 1803 stellt Rudolf Goerge lebendig vor Augen. Dabei, so betont er im Vorwort, möchte er nicht durch einseitige Auswahl der ohnehin spärlichen schriftlichen Quellen Histörchen präsentieren, die sittlichen Verfall dokumentieren und dem Leser helfen sollen, lustvoll kopfschüttelnd seine Vorurteile zu festigen. Sein Anliegen ist es, etwas von den Leistungen auf kulturellem und geistigem Gebiet erahnen zu lassen, die über Jahrhunderte hinweg erbracht worden sind. Über Gründung und Geschichte, Klosterleben und Klostergebäude wird nicht nur farblich erzählt, sondern auch in vielfach farbigen Bildern ein Augenschmaus geboten. Und worin die Schüler vom Ludimoderator (Schulmeister) zu Zeiten unterrichtet worden sind, ist ebenso nachzulesen wie das Schicksal der Bibliothek und der Kunstschatze. Für Freising-Fans ein Muß!

Carl Amery

Die Botschaft des Jahrtausends.
Von Leben, Tod und Würde
Paul List Verlag, München 1994
34,- DM

„... ich sehe schwarz für die Welt“, so lautete der letzte Satz des Interviews mit Carl Amery im letzten Dom-Spiegel. Wer genauer wissen will, wie er das meinte, braucht nur sein neuestes Buch zu lesen. Amery geht dabei hart mit den Politikern und „Unverantwortlichen“ der Wirtschaft ins Gericht. Für ihn gibt es keinen Zweifel, daß sich die Menschheit wie Bierhefe verhält: Sie frißt blind und hartnäckig ringsum alles Genießbare auf, um folge-

LESERBRIEFE

richtig an den eigenen Exkrementen zu ersticken. Herkömmliche Methoden wie etwa ein planetarisches Management, das irgendwann in eine Ökodiktatur ausarten würde, können diese Entwicklung nicht aufhalten. In dieser Situation gilt es, sich

wieder auf die Würde des Menschen zu besinnen, die wichtiger ist als das bloße Überleben. Eine gemeinsame Religiosität, getragen von dem Gefühl für eben diese Würde des Menschen, ist ein kleiner Hoffnungsschimmer. Sie könnte vielleicht den

kulturellen Konsens zustandebringen, der die notwendig kopromiölose Entscheidung für einen neuen Weg aus dieser Sackgasse ermöglicht.

Dr.med.vet. Stefan Pfeiffer
Weinstr. 15a
30171 Hannover

Liebe Freunde des Dom-Gymnasiums!

Herzlichen Dank für die Zusendung der Veranstaltungshinweise und Informationen über unseren Verein sowie des „Dom-Spiegels“. Da ich:

- ♦ seit einiger Zeit im Berufsleben stehe und ein gesichertes Einkommen habe
- ♦ im Mai das 30.Lebensjahr überschreite
- ♦ die Vereinsaktivitäten intensiver fördern möchte,

bitte ich Sie, künftig einen Jahresbeitrag incl. Spende von 100 DM von meinem Konto abzubuchen.

Ich möchte an dieser Stelle auch meine Kritik zum „Dom-Spiegel“ und zum Dom-Gymnasium selbst abgeben. Mein höchstes Lob zu der gelungenen Zeitschrift. Jede Zeile ist höchst informativ und interessant. Besonders gefreut hat mich der Artikel, in dem mein ehemaliger Lehrer Ruhland die griechische Sprache in Ehren hält und dies auch publiziert wird. Ich habe in den Leistungskursfächern Latein und Griechisch meine Abiturprüfung abgelegt und wußte schon zu Schulzeiten durch die Begeisterungsfähigkeit von Frau Jungwirth und Herrn Glück sehr genau, wie wertvoll und lebendig diese „toten“ Sprachen sein können. Im Studium benötigte ich dann auch kein Fachwörterbuch und verstand schon während der Vorlesung nahezu alle Fachbegriffe. Meine neusprachlichen Kollegen waren zu stupidem Mitschreiben und zu einer nicht unerheblichen Nachar-

beit am Abend gezwungen. Nun bin ich selbst in der Studentenausbildung tätig und leide an Magenkrämpfen, wenn ich Untersuchungsberichte von neusprachlichen Studenten zu korrigieren oder mit ihnen die Untersuchung eines Schlachtieres oder eines Lebensmittels zu diskutieren habe. Ich hätte nie gedacht, wieviele falsche Endungen und deren Kombinationen von lateinischen oder griechischen Fachbegriffen möglich sein können. Über all diese Probleme könnte ich noch hinwegsehen, wenn ich nicht auch noch hinsichtlich von Satzkonstruktionen Unglaubliches lesen müßte. Sätze mit einer Länge von bis zu 10 Zeilen und bis zu 8 Nebensätzen sind keine Seltenheit. Solche Satzlängen sind nichts besonderes, wenn man Cäsar gelesen hat. Doch die Konstruktion ist teils so wirr, daß erhebliche Unklarheiten oder aber auch schwerwiegende Fehldiagnosen daraus resultieren. Meines Erachtens lernt man das solide sprachliche Denken am besten als Altsprachler. Ich würde heute ohne jegliche Einschränkung sofort wieder Latein und Griechisch wählen.

Einen Vorschlag möchte ich noch hinsichtlich der Vereinsaktivität anbringen: Da sehr viele Abiturienten ein völlig falsches Berufsbild von der Tiermedizin haben, das vermutlich von beschönigenden Fernsehsendungen wie „Ein Heim für Tiere“ und „Dr. James Harriot“ geprägt ist und durch ihre „Liebe zu Tieren“ verstärkt wird, gibt es viel zu viele Studenten. Die meisten

Studienanfänger sind sich überhaupt nicht bewußt, daß die Tiermedizin ein knochenharter Beruf ist, der 24-Stunden-Tage mit sich bringt und daß wir nicht nur zum Heilen ausgebildet werden, sondern ebenso zum Töten und zur Arbeit im Schlachthof. Es ist zwar nicht erlaubt, doch leider noch eine frustrierende Praxis, daß man auch kerngesunde Tiere einschläfern muß, wenn diese vom Besitzer nicht mehr erwünscht sind. Die zunehmende Konkurrenz in der kurativen Praxis verstärkt diese Tätigkeit. Einige meiner Kollegen sind inzwischen trotz Arbeitswillen und Flexibilität arbeitslos, andere arbeiten auf der Basis eines freien Mitarbeiters für 1500 DM. Einer Kollegin wurde kürzlich maximal eine Tierarztheiferinnen-Stelle angeboten. Diese Situation wird sich im Zusammenhang mit der EU noch weiter verschärfen. Unbedingt sollten daher diejenigen von uns, die solche Erfahrung besitzen, diese an potentielle Studenten weitergeben. Keine Berufsberatung am Arbeitsamt hat diesen Einblick. Aufklärung wäre möglich durch Vorträge oder auch in schriftlicher Form. Bei der Gründungsversammlung wurde dieses Vereinsziel angesprochen, doch bis jetzt scheinbar noch nicht realisiert. In dieser Hinsicht ist jeder Tag entscheidend.

Viele Grüße aus dem hohen Norden

Euer Stefan Pfeiffer

LESERBRIEFE

Prälat DDr. Michael Höck
Domberg 27
85354 Freising

Sehr verehrter Herr Oberstudiendirektor, lieber Freund!

Trotz meines abnehmenden Sehvermögens habe ich den „Dom-Spiegel“ 2. Jahrgang 1994, Nr. 2 von A-Z durchgelesen und mich erbaut und erfreut an den Beiträgen ehemaliger Schüler des Dom-Gymnasiums, wenn ich auch nicht alles voll verstanden habe, weil mir ja der Hintergrund fehlt, d.h. die Vorgänge, auf die sich die Glossen bezogen, zu wenig deuten konnte. Einiges dazu möchte ich noch im besonderen vermerken: Zum Beispiel den Beitrag von Peter Ruhland: „Altgriechisch hilft doch sehr“. Er ist ja noch jung und dynamisch und hat sich sicher in die neugriechische Umgangssprache schon hineingearbeitet. Ihm gilt natürlich ein besonderer Gruß, weil ich der Überzeugung bin, daß er ein Pionier für deutsche Sprache und deutsche Kultur im alten Griechenland ist. Beweis dafür ist, daß Gruppen griechischer Schüler und wohl auch Lehrer die Freundschaft erwidern. Wie die Beiträge beweisen: „Gelungene Musikmischung“ und „Gastfamilien empfinden ihren Besuch als Bereicherung“, daß das Dom-Gymnasium neben den anderen Höheren Schulen auf Freisinger Boden sich behaupten kann, zeigt der Beitrag: „Mehr Klassen und mehr Schüler“.

Sehr dankbar bin ich natürlich für den sehr warmherzigen Nachruf auf unseren Mitbruder Ludwig Anzinger. Möge ihm der Herr und Himmlische

Hausvater eine reiche Ernte für diese 27 Schuljahre mit aller Mühsal und auch Enttäuschung geschenkt haben. In meinen Augen war er ein treuer Jünger seines Meisters: GAUDEAT SEMPER CUM CHRISTO. Auch im Freisinger Dom werde ich täglich seiner Seelenruhe gedenken, so lange mir Gott Zeit und Gnade des Heiligen Meßopfers schenkt. Das schöne Bild im Nachruf strahlt Freude und Wohlgefallen vor Gott und den Menschen aus.

Herzlich danke ich auch Studiendirektor Dr. Manfred Musiol für seinen Beitrag „Zu Besuch bei Georg Klimm“.

Zur kurzen Würdigung des reich illustrierten Werkes des Vaters von Marianne Baumhauer darf ich vermerken, daß ich ihm während meiner Münchener Jahre begegnet bin in der Christlichen Künstlerkongregation und als Schriftleiter der Münchener Kirchenzeitung auch öfters den Prälaten Dr. Hartig als Präses vertreten durfte. Damals habe ich ihn als tief-religiösen und kindlich-frommen Maler kennengelernt. Obwohl er durch das gottlose NS-Regime geächtet war, hat er der Kirche und der katholischen Praxis unerschrocken die Treue gehalten.

Daß Sie in der Bücherecke auf das „Hachinger Heimatbuch“ hinwiesen, wird unseren treuen Mitbruder Karl Hobmair richtig freuen. Seine Forschungsfunde in alten Pfarrei-Büchern

empfehlen sich zur Nachahmung im heutigen Klerus, freilich wirkt sich auch der Priestermangel hierbei als Mangelercheinung aus.

Es wäre noch manches zu sagen über diese wertvolle Zusammenstellung in Wort und Bild, natürlich auch über die Verdienste des Altphilologen Andreas Brandmair, der ja 18 Jahre lang Steuermann des Schulschiffes auf dem Domberg war und mit großer Umsicht und Treue seines Amtes waltete.

Zusammenfassend möchte ich meine Gedanken mit dem Wunsch und der Bitte an den gütigen Gott abschließen: Möge uns ein solcher Dom-Spiegel immer wieder vorgehalten werden, damit wir auch als alte Schüler nicht vergessen, wir haben für vieles zu danken, was uns Gott durch seine menschlichen Werkzeuge geschenkt hat.

Es grüßt zum Neuen Jahr 1994 von der Westseite des Dombergs gen Osten hinüber mit einem herzlichen Freundesgruß und Segenswunsch. Mit einem aufrichtigem Glück-Auf als Sohn eines Bergmanns (und späteren Bäckermeisters)

Ihr dankbarer, treu verbundener

Michael Höck

Tempora mutantur

Vor Zeiten wurden die Absolutoriaaufgaben im Fach Deutsch bei der Prüfung schlicht und ergreifend an die Tafel geschrieben. So umweltfreundlich war das also, als vor hundert Jahren, 1894, die Abiturienten an einem der vorgelegten Themen im Zeitraum von vier Stunden ihre Reife nachzuweisen hatten:

Themen Abiturprüfung 1894:

- 1) Daß besonders in Not und Gefahr der Geist und die Kraft eines Volkes sich zeigt, ist aus der Geschichte der Jahre 1813-15 zu erweisen.
- 2) Durch welche Charakterzüge, Handlungen und Geschehnisse erregt eine von der Kommission zu bezeichnende Person eines in der Schule gelesenen Dramas vorzugsweise unser Interesse?
- 3) Der Edle lebt auch nach dem Tode fort und ist so wirksam als er lebte. (Goethe)

Heute hält ein Abiturient ein ganzes Geheft in Händen, aus dem er sich nach Gusto eine zu bearbeitende Aufgabe auswählt. Für die Ausführung hat er zwar eine Stunde mehr Zeit (sechs Schulstunden!), aber die braucht er auch, alleine schon, um die Texte und Aufgabenstellungen durchzustudieren. So hatte also der Prüfling des Abiturjahrgangs 1994 die Auswahl zwischen den folgenden Themen. Bei der Analyse poetischer Texte mußte er an Friedrich Hölderlins Gedicht „Die Heimat“ und Joseph von Eichendorffs „Die Heimat“ aufzeigen, daß er das Handwerk des Interpretierens erlernt hat. Die Aufgabenstellung lautete:

Aufgabe I: Analyse poetischer Texte

- Analysieren Sie die beiden folgenden Gedichte von Friedrich Hölderlin und Joseph von Eichendorff nach Aufbau, Inhalt und Sprache!
- Untersuchen Sie in einem Vergleich, ausgehend von Ihrem bisherigen Arbeitsergebnissen, welches Heimatbild das lyrische Ich jeweils entwirft und inwiefern die von ihm gewonnene Einsicht epochenspezifische Züge aufweist!

Wer sich mehr auf Dramatische spezialisiert hatte, der mußte an Büchners Woyzeck (Szenen 4,7,11,12, 20) sein Können unter Beweis stellen:

Aufgabe II: Analyse eines poetischen Textes

- Erarbeiten Sie nun aus den folgenden Szenen die Entwicklung Woyzecks in seiner Beziehung zu Marie, und untersuchen Sie in diesem Zusammenhang Verhalten und Sprechen der beiden Figuren!
- Zeigen Sie, ausgehend von Ihren bisherigen Ergebnissen, daß sich in Büchners Woyzeck ein Abkehr vom klassischen Drama vollzieht!

Beliebt war die Romananalyse:

Aufgabe III: Analyse eines poetischen Textes

- Beschreiben Sie, wie Peter Härtling seine Hauptfigur vorstellt und den Leser in den Roman einführt! Untersuchen Sie dabei insbesondere den Aufbau, das erzählerische Vorgehen, die Verwendung zentraler Motive und wichtige sprachlich-stilistische Mittel!
- Stellen Sie die traditionelle Art der Personeneinführung dem Vorgehen Härtlings gegenüber, und erörtern Sie, inwiefern die hier vorliegende Technik den Themen und Anliegen modernen Erzählens entgegenkommt!

Textauszug aus „Felix Guttman“ von Peter Härtling (*1933):

Erinnerungen an eine Figur, die es nicht sein wird

Ich traue ihm alles zu. Er könnte wieder, wie vor Jahren, unerwartet im Treppenhaus stehen, nach den Kindern rufen, in der Küche nachsehen, was es zum Abendessen gibt, mich knapp begrüßen, sich dann auf die Terrasse setzen, den abgenutzten Hut auf den Knien, und, kaum haben wir das Gespräch begonnen, wieder aufstehen und sich verabschieden. Er geht durch den Garten, zur Pforte hinaus, den Mantel, wie immer, offen, den Hut wieder auf, klein, sehr klein, doch unverletzbar, merkwürdig dauerhaft. Nie hätte ich ihm gestanden, was ich ihm jetzt nachrede: daß er mein Freund gewesen ist, mehr noch, daß er mir, nach einer langen vaterlosen Zeit, den Vater ersetzt hat.

Er half, mischte sich freundlich und hartnäckig ein, nahm teil, erkundigte sich, war eines unserer Kinder krank, regelmäßig und besorgt nach seinem Befinden. Er zählte uns zu seiner großen, über die Welt verstreuten Familie. Litt er unter Schmerzen oder quälten ihn Erinnerungen, unterließ er es, uns zu besuchen, warf nur Briefe ein, kurzgefaßte Botschaften. Er ließ sich tagelang nicht sehen und kostete es aus, uns zu fehlen.

Manchmal, war er gut gelaunt, spielte er mir auf dem Flügel, auf dem sich Zeitungen stapelten, Chansons vor, Lieder, die vor langer Zeit selbst komponiert hatte.

War ich verreist gewesen, mußte ich, kaum heimgekehrt, damit rechnen, daß das Telefon schellte, und er mich zu sich bat: Kommen Sie, aber gleich, und erzählen Sie. Ich bin ein alter Mann, erlebe nicht mehr viel. Was nun wirklich nicht zutraf. Jeder Tag bescherte ihm in seinem Büro neue Geschichten, die ihn vergnügten oder verdrossen, die er weiterdachte, deren gutes oder schlimmes Ende er voraussah. Dummheit und Gemeinheit seiner Klienten konnten ihn aufbringen, aber er redete von ihnen, als wisse er für jeden einzelnen ein besseres Leben, einen klügeren Kopf; seine Reserve an Freundlichkeit war unerschöpflich. Nur von sich gab er so gut wie nichts preis. Rechtsanwalt A.B., preußischer Jude mit israelischem Paß, 1948 zurückgekehrt nach Deutschland, von dem er mitunter schwärmte wie von Atlantis.

Ich habe ihn geliebt.

Das Haus, in dem wir seit beinahe zwanzig Jahren wohnen, in dem die Kinder groß wurden, verdanken wir ihm. Kommen Sie, schauen Sie sich den Kasten mal an. Sie müssen sich ja nicht gleich entscheiden. Was er allerdings voraussetzt. Er führte mir das Haus vor, füllte die Zimmer mit Leben, mit Zukunft, bagatellierte den Schuldenberg, der mich einschüchterte.

Worüber regen Sie sich auf? Die meisten leben von ihren Schulden. Es genügt, wenn Sie mit ihnen leben. Als wir einzogen, wartete er mit mir auf den Möbelwagen, beruhigte mich, ließ mich nicht aus den Augen, als fürchte er, ich könnte im letzten Moment meinen Entschluß widerrufen.

Wie viele Umzüge, wie viele Einzüge, sagte er. Wenn die Möbel erst einmal an ihrem Platz standen, habe ich sie nie mehr umgerückt.

Vielleicht aus Furcht, aus Aberglauben. Für Lampen, sagte er, müssen Sie sofort sorgen. Licht braucht man, Licht ist wichtig. Ich folgte seinem Rat. Den eilig eingekauften Lampen ist bis heute der damals gewährte Mengenrabatt anzusehen.

Auf einer Bücherkiste sitzend, beobachtete er, wie ich die Möbelträger dirigierte. Als sie das Klavier hereinschleppte, sprang er auf, drängte sie, sich zu beeilen, er wolle das Instrument ausprobieren. Zum ersten Mal hörte ich ihn spielen. Nun adieu, mein kleiner Gardeoffizier. Warum gerade dieses Lied? Was ging ihm durch den Kopf? Welcher Abschied, welche Ankunft?

Es ist verstimmt, meinte er, hören Sie? Die Reise - danach sind Klaviere nie in Ordnung.

Er sah nach uns, viele Jahre. Bis er eines Tages nicht mehr erschien und die Kinder nach ihm fragten.

Er könnte wiederkommen. Ich traue es ihm zu. Dann könnte ich ihn endlich ausfragen. Ab und zu, wenn ihn ein Stichwort anrührt, wenn ihn ein alter Schlager im Radio sentimental stimmte, kramte er Fotografien aus Mappen, lachte, schob mir die Bilder zu wie Karten aus einem unvollständigen Spiel: das schwächliche Kind im Matrosenanzug, der junge Mann auf dem Kurfürstendamm, elegant aber ein bißchen zu herausfordernd gekleidet, der Theatergänger im schwarzen Anzug vor der Jahrhunderthalle in Breslau oder der in ein Gespräch mit einer Frau vertiefte Kibbuznik in Haifa.

Auf einem Spaziergang, kurz vor seinem Tod, begann er zu erzählen: Wissen Sie, wie meine Nachbarin in der Bleibtreustraße mich nannte? Ich hörte es zufällig. Meine Zeit als Assessor hatte ich hinter mir, mich eben als Anwalt niedergelassen. Die Wohnung diente mir als Büro. Das Schild für die Tür war zwar graviert, doch noch nicht angebracht. Ich stand unten im Treppenhaus, ein älterer Herr war mir eben vorausgegangen. Ich hörte ihn fragen: Wissen Sie, wo ich Herrn Doktor B. finde? Meine Nachbarin erwiderte:

Ja, das weiß ich. Das ist der kleine Herr von nebenan.

Er ging fröstelnd, den Hut in die Stirn gezogen, neben mir her, und plötzlich blinzelte er mir zu. "Der kleine Herr von nebenan." Es war ein Zuruf, es könnte ein Anfang sein. Ich weiß viel zu wenig von ihm. Was ich am Ende meiner Erzählung von ihm wissen werde, würde ihm womöglich fremd sein. Ich habe ihm, um ihn zu finden, einen anderen Namen gegeben: Felix Guttmann.

Das grüne Floß

Kindheiten sind, wie alle Anfänge, einander ähnlich und dennoch unvergleichbar. Das erste Glück, der erste Schreck, die erste Angst, die erste Liebe. Zum ersten Mal eine fremde Gegend erkunden, zum ersten Mal allein im Garten, im Hof sein, zum ersten Mal allein in der Wohnung schlafen, zum ersten Mal einen Freund finden, zum ersten Mal die Eltern belügen, zum ersten Mal die eigen Haut spüren wie eine fremde, zum ersten Mal verreisen, zum ersten Mal die Berge oder das Meer sehen, zum ersten Mal eine Taste auf dem Klavier niederdrücken, zum ersten Mal auf eine Straßenbahn aufspringen.

Wie soll ich mit ihm beginnen?

Er sitzt im Gras, nicht auf einer Wiese, auf einem winzigen Rasenfleck, einem grünen Floß, das von fünf weiteren Flößen begleitet wird, die ein schmaler Kiesstreifen voneinander trennt. Manchmal sind zwei oder drei Flöße von Kindern aus den Häusern, die den Hof umschließen, besetzt. Die Häuser ragen hoch hinauf, sechs Stockwerke.

Er hat sein Floß nicht selber entdeckt und erobert. Elena hat ihn, unter begütigendem Gemurmel, in den Hof hinuntergetragen, auf dem grünen Viereck abgesetzt, ihn mit einer gelb angemalten Ente und einem Stoffesel allein gelassen. Er solle sich nicht schmutzig machen und das Sonnenhütchen nicht vom Kopf reißen. Ihr Schatten fiel über ihn, und ihre aufgeregte Freundlichkeit war ihm lieber als die Sonne, die Elena für gesund hielt. Dann zog sie sich schrittchenweise zurück, und er wußte nicht, ob er gleich schluchzen sollte, um sie zurückzuholen, oder ob es sich nicht doch lohne, das Floß auszuprobieren und die andern Kinder im Hof zu beobachten. So blieb er still, blickte sich um. Die Kinder kamen näher, setzten sich auf eins der andern Flöße, starrten ihn an, aber sie redeten und spielten nicht mit ihm. Auch später nicht, als er ohne Elenas Hilfe in den Hof konnte und schon viel mit sich selber sprach. Etwas an ihm schien die Kinder zu bremsen. Er war feiner angezogen als sie, und keines wurde wie er regelmäßig von einer Elena besucht, sondern ab und zu rief es aus einem der Fenster, und dann sauste eines der Kinder ins Haus.[...]

Die restlichen Themen waren Erörterungen, bzw Erörterungen anhand eines Textes:

Aufgabe IV: Erörterung

„Das spannungsreiche Verhältnis zwischen den Generationen ist oft Gegenstand der Literatur.“

Erörtern Sie anhand zweier geeigneter Werke Unterschiede in der Auseinandersetzung mit dieser Thematik, und beziehen Sie dabei auch zeit- und literaturgeschichtliche Aspekte mit ein.

Aufgabe V: Erörterung

Textauszug aus „Gespräche mit Franz Kafka, Aufzeichnungen und Erinnerungen“ von Gustav Janouch.

Erörtern Sie die hier zum Ausdruck kommende Auffassung Kafkas vom Wert der Literatur, und setzen Sie sich dabei vor allem mit dem Begriff „Klassiker“ auseinander!

Stützen Sie Ihre Argumentation sowohl auf literaturtheoretische Kenntnisse als auch auf persönliche Leseerfahrungen!

Aufgabe VI: Erörterung anhand eines Textes

Textauszug aus „Die Stimmen von Marrakesch. Aufzeichnungen nach einer Reise“ von Elias Canetti.

a) Charakterisieren Sie, ausgehend von einer Analyse des Textaufbaus, die von Canetti in Marrakesch beobachteten Erzähler und Schreiber, und erarbeiten Sie die Position des Ich in dem dargestellten Spannungsfeld! Beziehen Sie auch auffällige sprachlich-stilistische Mittel in Ihre Untersuchung mit ein!

b) Erläutern Sie die Einstellung Canettis gegenüber der fremden Kultur und deren Wirkung auf ihn! Erörtern Sie, inwieweit diese Art der Begegnung auf das Zusammenleben in unserer Gesellschaft übertragbar ist!

Klassentreffen am 22.März 1994 zum 60-jährigen Abiturjubiläum:



Sitzend von rechts: Die hohe Geistlichkeit Prälat Franz Sales Müller, Protonotar Dr. Michael Höck, Prälat Max Eham.
Absolvia 1934 Übersicht: Franz Appel, Martin Bauer, Joseph Bayerle, Ludwig Braun, Georg Burghard, Max Eham, Martin Gabmaier, Johann von der Grün, Wilhelm Hirschböck, Franz Kirchmeier, Joseph Kirmaier, Hermann Kneidinger, Joseph Lechner, Franz Müller, Georg Nothhaft, Roman Reichl, Franz Sebald, Max Seifried, Florian Thusbaß, Leonhard Wimmer, Alfred Wolf

Klassentreffen zum 20-jährigen Abitur, Sommer 1994:



Klassentreffen zum 10-jährigen Abitur am 25. Juni 1994:



Die Absolvias 1984 mit ihrem Lehrerkollegium (die Lehrer jeweils unterstrichen):

stehend von links: Rester, Waltner, Schwartz, Glück, Kersch, Lang, Mauermaier, Diepolder, Haimerl, Staudinger, Faltum, Rauchenecker, Hartmann (geb. Schäuffl), Petzinger, Schnell, Brückner, Schwaiger (geb. Klausner), Lamprecht, Sebald, Schlemmer (geb. Bauer), Mill (geb. Wüsthoff), Söllner, Willis (geb. Neubauer), Radlmeier, Völkl, Muthig, Graßl Thomas, Deutsch, Graßl Christian, Berghamer, Michel, Appel (geb. Huber), Diel, Widmann (geb. Maier), Niederl, Greisch (geb. Lang), Frenz, Erbe, Hippele, Christian, Albrecht, Mühlbauer, Hubensteiner, Riede;

hockend von links: Reinhart, Strobl, Lindermaier (geb. von Terzi), Grundner, Hoffmann, Kussinger, Stadler, Finn, Lachner, Knoppik, Wilschowitz, Holike (geb. Pfleger), Meindl

nicht auf Foto, aber anwesend: Finnig, Hertle (geb. Müller), Pfeiffer, Preu (geb. Winklmaier), Weise

nicht anwesend: Brandmair, Buchmeier, Glötzl, Huber Joachim, Huber Walter, La Rosée, Petz, Rickert, Schindböck (geb. Stamm), Schuster

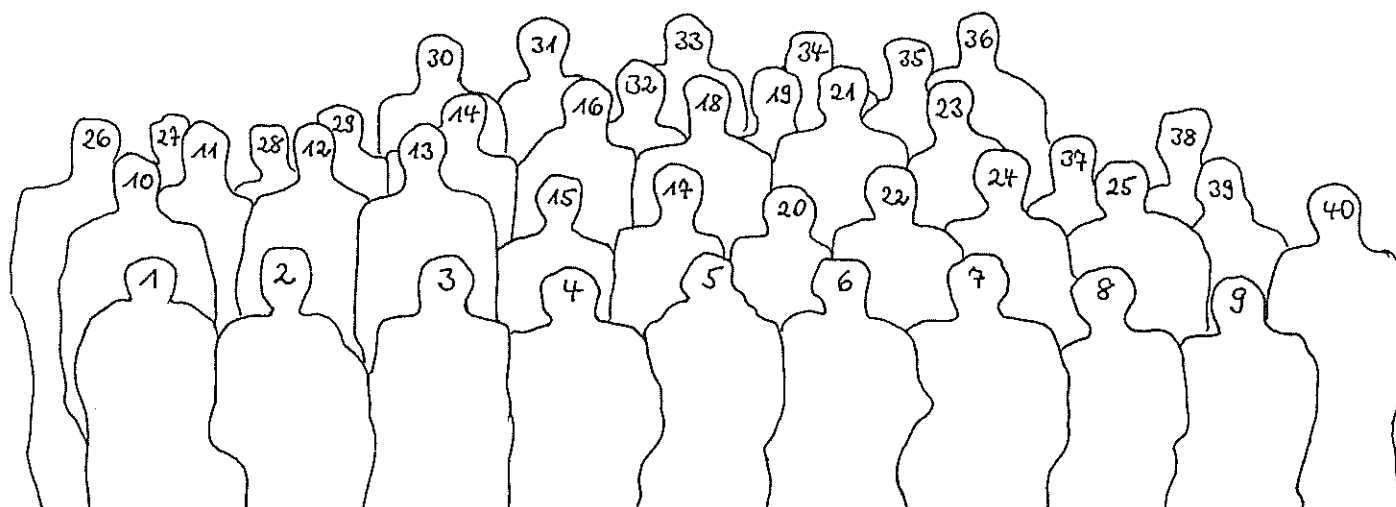


ARCHIVALIA

Und so präsentierte sich das Lehrerkollegium vor 40 Jahren am 22. Dezember 1953:
(aus Platzgründen sind Titel, Vornamen und Fächerkombinationen weggelassen)



1) Teufel, 2) Danner, 3) Schardt, 4) Stark, 5) Brandmair, 6) Trübswetter, 7) Schneider, 8) Stör, 9) Bäuml, 10) Geitner, 11) Inkoferer, 12) Leipold, 13) Rott, 14) Mittermeier, 15) Eichinger, 16) Bruner, 17) Haller, 18) Daum, 19) Goldhofer, 20) Huber, 21) Weiß, 22) Voglsang, 23) Bürgermeister, 24) Bayer, 25) Schwärzler, 26) Müller, 27) Pfaffelmoser, 28) Koeppen, 29) Klimm, 30) Haisch, 31) Kammerloher, 32) Seybold, 33) März, 34) Harich, 35) Nikol, 36) Eisfeld, 37) Hofmann, 38) Diepolder, 39) Amthor, 40) Brandmaier



Wie es bei den Soldaten im alten Rom vor 2000 Jahren zugging . . .

Dr. Markus Junkelmann diesmal als Auxiliar-Reiter in „seiner“ alten Schule zu Gast

Freising (em) – Wie es zugging bei den römischen Soldaten, das weiß am besten Dr. Markus Junkelmann. Der ehemalige Schüler des Domgymnasiums hat in den letzten neun Jahren etliche Unternehmungen deshalb gestartet – zunächst einen Fußmarsch über die Alpen – und das in der Ausrüstung römischer Legionäre.

Am Wochenende war er Gast in „seiner“ Schule, diesmal in der Uniform eines Auxiliar-Reiters.

Er ist damit den Limes abgeritten und hat wertvolle Erkenntnisse gewonnen. Das beste Beispiel: Die römischen Reiter – übrigens reguläre Verbände, die sich jedoch aus reinen Provinzbewohnern zusammensetzten – kannten zwar einen Sattel, aber keine Steigbügel. Daraus wurde einmal der Schluß gezogen, daß der Wert der Kavallerie in der Antike nur gering anzusetzen sei. Junkelmann ließ solche alte

Sättel nachbauen, die hinter und vor der Sitzfläche mit kleinen Höckern ausgestattet waren. Dies sorgt für einen erstaunlich stabilen Sitz. Die Reiter konnten also auch schwere Gefechte absolvieren – ohne Steigbügel. Sie sind selbst bei heftigem Aufprall keineswegs vom Pferd gefallen.

Ein Kavallerieverband (Ala) umfaßte 500 Mann, die Dienstzeit im römischen Heer betrug 25 Jahre. Ausgerüstet waren die Reiter mit der Hasta, einem Stoß- oder Wurfspeer, aber auch mit einer leichteren Wurfwanne. Dazu

kam ein Langschwert zum Hüften, im Gegensatz zum verhältnismäßig kurzen Schwert der Fußtruppen, das mehr zum Stechen bestimmt war.

Dr. Junkelmann hatte auch Helme mitgebracht. Der eines Reiters war meist reich verziert, die Decke oft mit stilisierten Locken. Den Nackenschutz hatte man so konstruiert, daß dem Kavalleristen bei einem Sturz nach hinten, nicht das Genick brach. Bei dem Helm eines Fußsoldaten – Nackenschutz weit nach unten – wäre ihm das mit Sicherheit passiert.

Reiter wie Infanteristen trugen Schilde, aus Holz gefertigt, mit Leinen oder Leder überzogen und an der Außenseite bemalt. Für den direkten Körperschutz gab es verschiedene Formen, vom noblen Kürass bis zum Kettenpanzer, den Dr. Junkelmann trug. Dieser eiserne „Überzieher“ besteht aus 30 000 Ringen, die kunstvoll miteinander verflochten sind. Das ergibt eine elastische und luftdurchlassende Schutzhaute, die sich trotz ihres Gewichts von neun Kilo „ertragen“ läßt, wie der Forscher aus eigener Erfahrung berichtete.

Als Unterkleidung trugen die römischen Soldaten die nachhemdartige Tunica. Bei der Reiterei wurden von den Barbaren die Hosen eingeführt, die sich später auch bei den Legionären verbreiteten. Aber sie waren gar nicht so ideal. Beim Marsch mit seinen Mannen über die Alpen stellte Junkelmann fest, daß man sie eher als lästig empfand. „Ohne sie war die Durchlüftung besser.“

Noch viele weitere Einzelheiten, die dann mit Lichtbildern verdeutlicht wurden. Da konnte das zahlreiche Publikum, Kinder wie Erwachsene, nur noch staunen. Geschichte lebendig gemacht, auch wenn sie fast 2000 Jahre zurückliegt.



Produziert sich immer wieder einmal als Römer in seiner alten Schule, dem Domgymnasium: Dr. Markus Junkelmann.

FT 15.3.94

Der „Schulfamilie“ stets auch Eigenverantwortung übertragen

Oberstudiendirektor Hans Niedermayer, Leiter des Dom-Gymnasiums, wird heute 60 Jahre alt

Freising (mu) – Wenn Oberstudiendirektor Hans Niedermayer ein neues Schuljahr beginnt, dann auch fast mehr oder minder zeitgleich ein neues Lebensjahr. Zu Beginn des neuen Schulabschnittes kann er nicht nur auf eine zehnjährige Tätigkeit als Leiter des Dom-Gymnasiums zurückblicken, sondern heute auch auf sechs Lebensjahrzehnte, von denen zwei mit der Freisinger Traditionsschule eng verbunden sind.

Zu seinem 50. Geburtstag übernahm er die Leitung der Schule als dritter Nachfolger von Oberstudiendirektor Poellinger, der im Juli 1953 dem knapp neunzehnjährigen Erdinger das Abiturzeugnis ausgehändigt hatte. Doch war die Schule, die er 1984 übernahm, nicht mehr jene, die er als Schüler kannte. Das „Kraut“, das Knabenseminar der Erzdiözese, in dem er viele Schülerjahre verbracht hatte und das die Schule mitprägte, war schon vor vielen Jahren aufgelöst worden und die Schule selbst aus dem vertrauten, aber engen, alten Schulgebäude am Domhof in den weiträumigen Neubau über der Stadt Freising auf der Nordseite des Dombergs gezogen. Die Lehrerschaft gehörte seiner oder einer jüngeren Generation an und war nicht mehr von Krieg und Nachkriegszeit geprägt, sondern von den Brechungen und Umbrechungen der Zeit seines vierten Lebensjahrzehnts.

Der Ruf der Schule war nicht nur zu wahren, sondern es sollte ihm auch unter veränderten und sich wandelnden Verhältnissen neu Geltung verschafft werden. Hans Niedermayer stellte sich dieser Herausforderung aus eigenem Wunsch – die Nähe seiner neuen Wirkungsstätte zum heimatischen Erding mag mitbestimmend gewesen sein –, weil er sich aus den Erfahrungen als Schüler dieser Schule und durch das Studium der Alten Sprachen und der Geschichte an der Uni-

versität München den Leitideen des Humanistischen Gymnasiums zutiefst verbunden fühlte. Er brachte zu dieser Aufgabe nicht nur eine zu klarer Analyse und ruhiger Betrachtung neigende entscheidungsfähige Persönlichkeit ein, sondern auch nützliche Erfahrung aus zwei Jahrzehnten Schuldienst und politischer Tätigkeit mit. Als Latein- und Geschichtslehrer hatte er sich zunächst an den Gymnasien in Simbach und Erding bewährt, bevor er seit 1973 den Aufbau des Gymnasiums Markt Schwaben leitete, das er zu einer modernen Schule ausbaute. 1979 wurde er zum Oberstudiendirektor ernannt. Parallel zum Einsatz für die Schule engagierte er sich im politischen Geschehen seiner Heimatstadt als Mitglied der CSU und Vorsitzender ihrer Fraktion im Erdinger Stadtrat. Über Jahre leitete er das Kulturreferat der Stadt Erding und hat im Verwaltungsrat der Fischer'schen Stiftung den stellvertretenden Vorsitz inne. Zu den Beweggründen seiner politischen Tätigkeit gehört auch das Wissen um die Menschenverachtung des Nationalsozialismus. Damit in seiner Heimatstadt nicht vergessen werde, was in den Jahren des Dritten Reiches dort passierte, hat er in seinem Buch „Pflug-schar und Hakenkreuz“ die NS-Zeit für Erding mit großer Offenheit aufgearbeitet. Auch in der Schule ist es ihm ein drängendes Anliegen, daß sich die heutige

Schülergeneration der Ungeheuerlichkeit des Nationalsozialismus bewußt wird und in Demokratie einübt. Seine christliche Glaubensüberzeugung veranlaßte ihn auch zur Mitarbeit in



Feiert heute seinen 60. Geburtstag: Oberstudiendirektor Hans Niedermayer. (Foto: Lehmann)

Laiengremien der katholischen Kirche. So war er über Jahre Vorsitzender des Pfarrgemeinderates von St. Johann-Baptist in Erding, dann auch des Dekanates und leitete das kirchliche Bildungswerk in Erding. Seine Tätigkeit in diesen Gremien führte schließlich zur Wahl in den Diözesanrat der Erzdiözese München-Freising, dessen stellvertretender Vorsitzender er seit acht Jahren ist.

Dies alles erlaubte ihm von Anfang an, das Dom-Gymnasium mit großer Gelassenheit zu leiten. Die zurückhaltende, unaufdringliche Weise, in der dies geschieht, trägt nicht unmaßgeblich dazu bei, daß sich Schüler wie Lehrer am Dom-Gymnasium wohlfühlen. Sie hat viel Freiraum zur Entfaltung verschiedenster Tätigkeiten an der Schule geschaffen. Hans Niedermayer versteht

Auf historischen Pfaden wandeln

Engagement von Prof. Hubert Glaser gewürdigt

es, sich dabei zurückzunehmen. Er sieht seine Schule nicht als Plattform zur Selbstdarstellung an, sondern als Raum, in dem Mitarbeiter und Schüler das Sinnvolle in eigener Entscheidung tun können.

Unter seiner Leitung haben die Lehrer die musischen Fähigkeiten der Dom-Gymnasiasten in vieler Hinsicht fördern können, und, wenn immer möglich, ist der Oberstudiendirektor aus Interesse am musischen Geschehen der Schule zu einem ermunternden Wort an die Mitwirkenden bereit. Seine interessierte Unterstützung finden auch die Programme für den Schüleraustausch mit Schulen in Frankreich und den Vereinigten Staaten. Es ist sein Bemühen, dem Schüler vor allem Hilfen zu bieten und notwendige Bestrafung einsichtig zu machen, gegebenenfalls auch auf die Geduld seiner Lehrer zu setzen und den Übeltäter nie fallen zu lassen. Zu seinem Demokratieverständnis gehört es, auch zuzuhören, wenn Gegenmeinungen laut werden und sich mit Widerspruch nicht nur im Kollegium ernsthaft auseinanderzusetzen, sondern auch wenn Widerrede aus Schülermund kommt.

Schon frühzeitig war es ihm ein Anliegen, das Interesse auch der Ehemaligen und aller, die sich der Schule verbunden fühlen, an den Vorgängen und Ereignissen am Dom-Gymnasium wachzuhalten, und so ist es vor allem seiner Initiative zu verdanken, wenn der Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums gegründet wurde.

Der Staat hat ihm vor sechs Jahren anlässlich der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland mit einer Laudatio von Kultusminister Hans Zehetmaier für seine Tätigkeit gedankt, die Mitglieder „seiner Schulfamilie“ wollen es heute mit einem herzlichen Glückwunsch *ad multos annos* tun.

Freising (th) – Wenn herausragende Persönlichkeiten an ihrem 65. Geburtstag ein großes Fest veranstalten, auf dem andere wichtige Persönlichkeiten Reden halten und Geschenke übergeben, dann ist das nichts Außergewöhnliches. Wenn sich aber zu Ehren eines Mannes 20 namhafte Wissenschaftler zu einem zweitägigen Kolloquium treffen, so läßt dies aufhorchen, besonders, wenn der Geehrte aus Freising stammt.

Die Rede ist von Professor Hubert Glaser, der den Lehrstuhl für Didaktik der Geschichte am Institut für bayerische Geschichte der Universität München innehat. Den runden Geburtstag feierte er zwar schon im Dezember vergangenen Jahres, doch Mitte Januar fand ein Kolloquium statt, bei dem sich Historiker aus ganz Deutschland mit dem Thema „Hauptstadt – historische Perspektive eines deutschen Themas“ befaßten.

Erörtert wurden sowohl Argumente zur aktuellen Frage Bonn oder Berlin, wie auch die historische Entwicklung städtischer Zentren und ihre Bedeutung für Kunst und Kultur. Für Freising von unschätzbarem Wert sind Glasers Forschungen über die Domstadt.

Seit 1974 ist der Historiker verantwortlich für die Sammelblätter, die der „Historische Verein Freising“ in regelmäßigen Abständen herausgibt. Unter seiner Federführung erschienen so außerordentliche Werke wie die „Vita Corbiniani“, „Freising in alten Ansichten“, der Band über das „Hochstift Freising“ und zuletzt „Kunst in Freising unter Fürstbischof Johann Franz Eckher“.

Ständiges Bemühen ist es, mit den Sammelblättern sowohl wissenschaftliches Fachpublikum wie die Freisinger Bürger anzusprechen. Eine besondere Chance, die Geschichte des Bürgertums zu betonen, sieht Professor Glaser in der Feier der 1000jährigen Verleihung des Marktrech-



Sorgt dafür, daß Freising's Geschichte für immer bewahrt bleibt: Prof. Hubert Glaser.

tes, die in Freising 1996 ansteht. Ein Sammelblatt aus diesem Anlaß ist bereits in Planung.

Daß er mit Professor Glaser als zweitem Vorsitzenden und Prälat Sigmund Benker zwei so kompetente und einsatzfreudige Mitarbeiter im „Historischen Verein“ hat, freut den Vorsitzenden Walter von Molo ganz besonders. Glaser und Benker waren es auch, die sich als erste vehement gegen Abrißvorhaben an der Nordseite des Domberges gewehrt haben, als über den Neubau des Dom-Gymnasiums diskutiert wurde. Dem „kunsthistorischen Aufschrift von Saarbrücken bis Salzburg“, den diese beiden Männer initiierten, hat Freising den Erhalt der Dombergbebauung in diesem Bereich zu verdanken.

Glaser, der in München Geschichte studierte, wurde geprägt von der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, als der damals 17jährige Dom-Gymnasiast die „Stunde Null“, den Aufbau Deutschlands und das Wiedererwachen der Kultur, miterleben durfte. Auch nach seiner Emeritierung, die er voraussichtlich im kommenden Jahr beantragen wird, will sich der begeisterte Historiker weiterhin der Geschichtsforschung widmen.

Traumnoten für Bilderbuch-Abi

Freising/Moosburg (su) – Aufatmen hieß es gestern für 240 Schüler in den Gymnasien Moosburg und Freising. Nach dem ganzen Abi-Streß war nun endlich die letzte Hürde genommen. Bei insgesamt 13 Buben und Mädchen lief's besonders gut: Ihre Abitur-Durchschnittsnoten lagen zwischen 1,0 und 1,4.

Die 19jährige Swantje Grundler (Leistungskurs: Mathe/Kunst) führt mit 1,2 die Hitliste des Camerloher-Gymnasiums an. Bis jetzt ist die Schülerin aus Oberschleißheim noch unschlüssig, was sie künftighin mit ihren Traumnoten anfangen soll. Zunächst möchte sie jedoch erst einmal Französisch lernen. Der 19jährige Moritz Kielbassa (LK: Deutsch/Latein) aus Freising kann über seine Zukunftspläne noch keine genaueren Auskünfte geben. Sein stolzer Durchschnitt beträgt 1,3. Auch Florian Hagn (LK: Sport/Latein) und Tobias Schönberg (LK: Englisch/Musik) sind mit einem Durchschnitt von 1,4 mehr als zufrieden: „Viel zu lernen hatte ich nur beim Sport, denn Latein baut sich ja über Jahre hinweg auf“, meinte der 19jährige Florian aus Wippenhausen. Bevor er sich ins Medizinstudium stürzen kann, muß er jedoch erst seinen Zivildienst ableisten. Der 18jährige Tobias aus Haag strebt nach dem Zivildienst ein Jurastudium an und dann vielleicht das Auswärtige Amt.

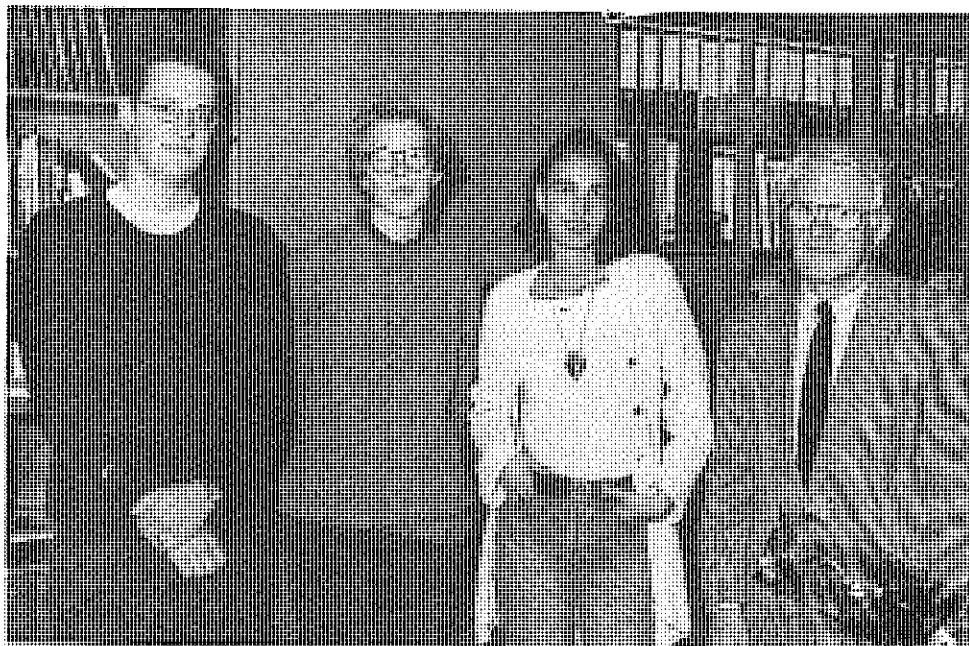
Für die Absolventen des Dom-Gymnasiums heißt das Motto zunächst einmal „abschalten“. Barbara Dumsky aus Neufahrn (LK: Mathe/Physik) wird mit ihrem 1,1 Abitur keine Probleme haben, in Pharmazie oder Biotechnik einen Studienplatz zu erhaschen. Die „erst“ 17jährige Karin Denk (LK: Griechisch/Physik) schaffte glatte 1,0. Im November wird sich die Marzlingerin gleich ins Medizinstudium stürzen. Hubert Faltermeier (LK: Mathe/Physik) durchbrach mit einem Notendurchschnitt von 1,1 als einziger Mann des Dom-Gymnasiums die Schallmauer.

Erich Sonnemann, Direktor des Josef-Hofmiller-Gymnasiums sprach von einem gut durchwachsenen Abiturergebnis. „Ein Fünftel der Absolventen haben einen Durchschnitt, der unter 2,0 liegt. Insgesamt ein Ergebnis, das mich zufrieden stellt“. Sein Stolz ist die 19jährige Astrid Dempfle (LK: Mathe/Bio). Die Musterschülerin wird ihr Wissen ab Herbst unter Be-

weis stellen, wenn sie mit dem Studium der Mathematik beginnt. Ein Durchschnitt von 1,2 kommt nicht überraschend für die Kranzbergerin. Im mündlichen wird sie sogar noch versuchen sich auf 1,1 zu verbessern. Einen Urlaub in Afrika hat sich Astrid auch wirklich verdient.

Jubel, Trubel und Heiterkeit herrscht auch bei den besten Absolventen des Karl-Ritter-Gymnasiums. Zu den fünf schultechnischen „Überfliegern“ gehören die Moosburger Andreas Beer (LK: Wirtschaftsrecht/Mathe; Durchschnitt: 1,0), Robert Gürkov (LK: Französisch/Biologie; 1,1), Marion Bohatschek (LK: Englisch/Biologie; 1,3), Elisabeth Hiltz (LK: Englisch/Französisch; 1,3) und aus Buch am Erlbach Benedikt Gaismaier (LK: Chemie/Physik; 1,4).

Für den einen oder die andere stehen noch mündliche Prüfungen auf dem Programm. Im JoHo hängt dabei noch für drei das Bestehen des Abiturs ab – und dann heißt es für alle Aufatmen und „Gasgeben“.



Allen Grund zur Freude über ihr Super-Abitur haben am Freisinger Dom-Gymnasium (v. l.): Hubert Faltermaier (1,1), Karin Denk (1,0) und Barbara Dumsky (1,1). Oberstudiendirektor Hans Niedermayer gratulierte gestern „seinen“ Traum-Abiturienten.

(Fotos: 3: Guido Metz)

FT 11./12.6.94

Symbiose aus Katholizismus und Zen-Buddhismus:

Ein bayerisch-japanischer Garten

Nippon läßt grüßen: Dom-Schüler legen am Kanzlerbogen besondere Grünfläche an

Von Veronika Eckl

Freising - Einst war da nur ein verwahrlostes Stückchen Wildnis: An die Westseite des Freisinger Dom-Gymnasiums am Kanzlerbogen schließt sich eine kleine Grünfläche an, die bisher bedauerlicherweise brachlag. Wer sich heute die schmale Treppe zu dem herrlichen Aussichtspunkt hinaufbemüht, entdeckt ein Freisinger Unikum: eine bayerisch-japanische Gartenanlage in ihrer ersten Bauetappe.

Den Anstoß für dieses eher ungewöhnliche Projekt gab der Studientag der elften Klassen, an dem sich die Schüler mit dem Thema Japan auseinandersetzten. Ins Zen-Fieber verfallen, beschloß die Klasse 11 c, die Theorie zur Praxis zu machen und sich an der Anlage eines japanischen Gartens nach allen Regeln der Kunst zu versuchen.

Nachdem man im Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums und im Landbauamt großzügige Sponsoren gefunden hatte, konnten die Schüler mit einer großen Portion

Idealismus zu Werke gehen (man bedenke: Kiesschaukeln in den Pfingstferien!). Und so gehen nun auf dem Domberg, vor der Kulisse des St.-Georg-Turms, bayerischer Katholizismus und japanischer Zen-Buddhismus eine reizvolle Symbiose ein.

Muster im Kies

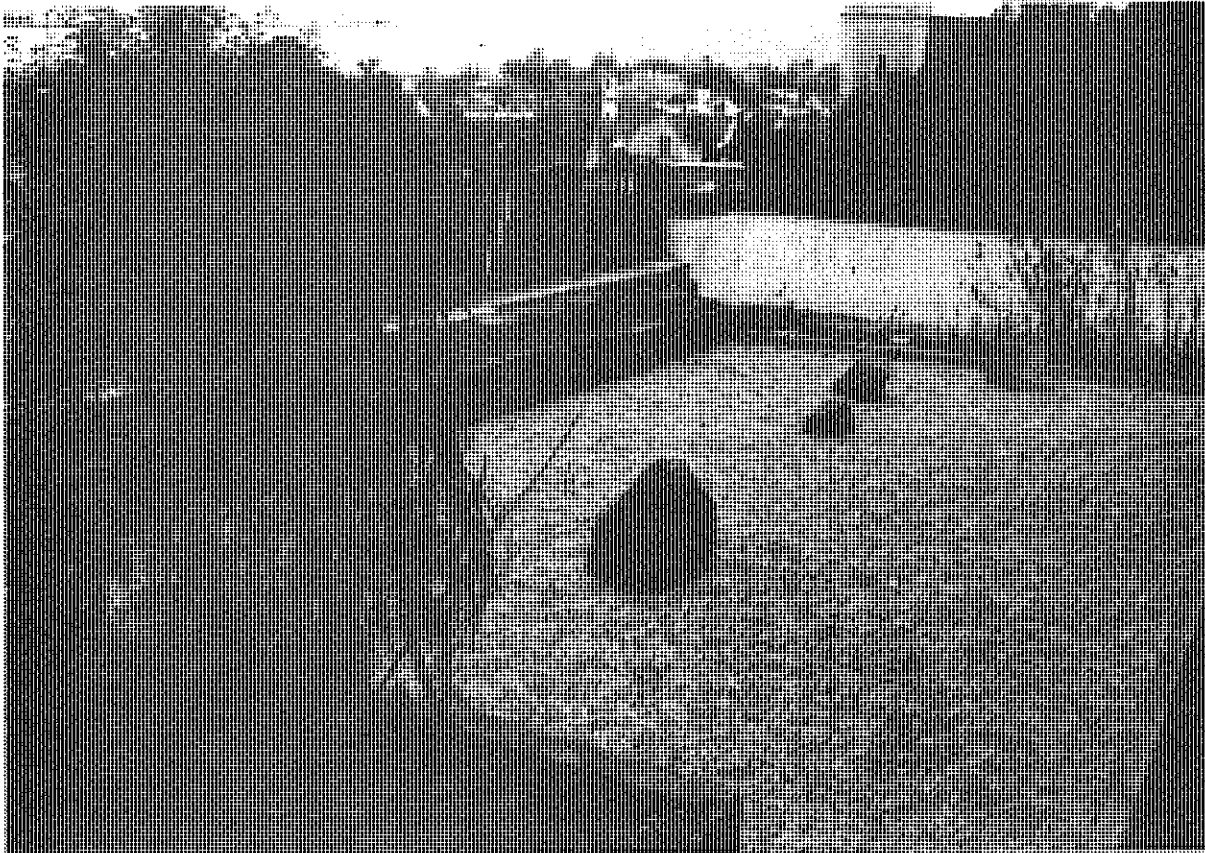
Da ist zuerst einmal eine in Längsrichtung geharkte Kiesfläche, in die verschiedene Steine eingelassen sind. Die weiträumigen Muster im Kies werden jeden Tag neu gezogen - eine äußerst pädagogische Maßnahme eigentlich, gilt doch das Harken als Übung des Geistes. Die steinerne Dreiergruppe symbolisiert den Himmel, die Erde und den Menschen. Zwar wurden die Steine nicht aus dem japanischen Gebirge herbeigeschleppt, doch scheint ihre Herkunft nicht weniger mystischen Ursprungs zu sein...

Gesäumt wird der Trockengarten

von Koniferen, Buchs und einer Zierkirsche, die als Sitz göttlicher Geister betrachtet wird. Später sollen auch Bambus und Schilf hinzukommen. Weiterhin findet man die verblüffende Erscheinung des „steinernen Wasserfalls“, der in seiner äußerst stillen Symbolik die ästhetischen Vorstellungen des Zen widerspiegelt.

Der japanische Garten ist abstrakt, wirkt schlicht und ruhig. Auf diese Weise soll er den Makrokosmos versinnbildlichen, wobei jedoch die Schönheit hinter der geistigen Kraft des Menschen zurücktritt.

Das Biergartenmobiliar in der liebevoll gestalteten Anlage dürfte jedoch eher auf bayerische denn auf japanische Tradition zurückzuführen sein. Wie dem auch sei, die Schüler scheinen den Garten als Erholungsraum schon völlig in den gymnasialen Alltag integriert zu haben. Dabei steckt das Projekt noch in seinen Kinderschuhen: weitere Attraktionen, unter anderem ein Teich, sind bereits in Planung.



NIPPON LÄSST GRÜSSEN: Die Klasse 11 c des Freisinger Dom-Gymnasiums legte am Kanzlerbogen einen bayerisch-japanischen Garten an. sab/Photo: privat

FNN 15.7.94

Schwungvoll: Dom-Gymnasiasten „jazzten“ sich in die Festtagslaune

Rundum gelungenes Konzert vor großem Publikum – Theatergruppe glänzte mit englischem Hirtenspiel

Freising (ju) – Wenn man bedenkt, daß die Schüler des Dom-Gymnasiums immerhin drei Fremdsprachen zu ihrem normalen Lernpensum zählen, kann man sich nur wundern, mit wieviel Talent und Begeisterung sie sich den „untergeordneten“ musischen Fächern widmen. Eine Kostprobe davon gaben sie am Mittwochabend beim Weihnachtskonzert.

Die ausnehmend schöne Aula der Schule bot einen passenden Rahmen, hatten die Schüler sie doch liebevoll geschmückt und die Plätze waren bis auf den letzten besetzt, eine Menge Zuhörer gaben sich mit einem Stehplatz zufrieden.

Von den üblichen Weihnachtsmelodien hatten die Musiker völlig abgesehen und ihre Feier eher unter das Motto der Jazzmusik gestellt. Daß diese auch sehr stimmungsvoll sein kann, davon überzeugte gleich zu Anfang das Jazzensemble mit dem Stück „Over the Rainbow“ von E. V. Harburg und H. Arlen.

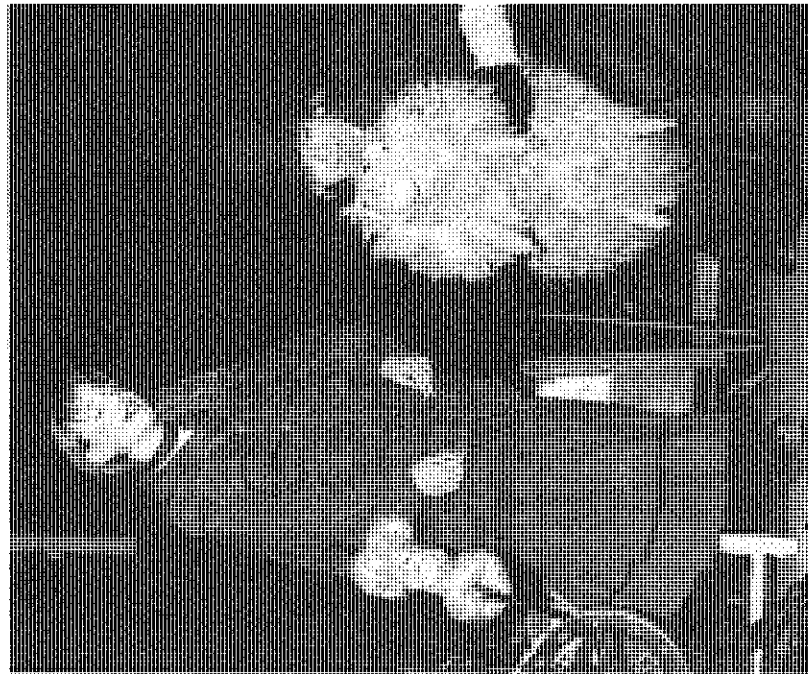
Gekonnt jazzten die Dom-Musiker unter der sachkundigen Leitung ihres neuen, jungen Musiklehrers Michael Schwarz. Auch beim zweiten Stück konnte Schwarz seine Fähigkeit, die jungen Leute zu begeistern, unter Beweis stellen.

Der musikalische Höhepunkt war wohl das dritte Stück, „I do it for you“ von Bryan Adams, Michael Kamen, Robert John und Mutt Lange, das die Kollegiatin Sonja Tieschky mit glückhellem und ausdrucksvollem Sopran mitreißend interpretierte. Sie wurde gekonnt begleitet von Stephan Gröger, Querflöte, Ingo Kollar

und Hans-Georg Schwarz, Gitarre, Roland Absmeier, Baß, Stefan Knobel, Schlagzeug und Kassian Stroh am Piano.

Nach einer Darbietung des gemischten Chores, spielte die Theatergruppe der Unter- und Mittelstufe das „zweite Hirtenspiel von Wakefield“, ein Stück aus dem England des 15. Jahrhunderts, das wahrscheinlich von einem englischen Geistlichen verfaßt worden ist. In der Prosäübersetzung von Dr. Manfred Musiol und unter der Regie von Martin Sauer-Gaertner, spielten die Schüler dieses Treiben der unerlösten Welt, dem die Gnade Gottes in der Geburt Christi gegenübergestellt wird.

Mit dem großen Chor, bei dem zum ersten Mal auch die Lehrer engagiert mitangegen und dem Händel'schen „And the glory of the Lord“ aus dem „Messias“ unter der Leitung von Gisela Malich beendeten die Dom-Gymnasiasten ihre gelungene Weihnachtsfeier.



Schüler des Dom-Gymnasiums führen das zweite Hirtenspiel auf. (Foto: Lehmann)

Christof Breitsameter feiert Primiz

Bemerkenswerte Predigt von Johannes Gründel über die Ehelosigkeit der Priester

Freising – Mit einer Vielzahl von Gläubigen feierte der Freisinger Neupriester Christof Breitsameter seine erste Eucharistie in St. Georg. Vor einer Woche war er von Kardinal Wetter geweiht worden, am Sonntag zelebrierte er zusammen mit zahlreichen Priestern, darunter auch Weihbischof Bernhard Haßlberger, den Gottesdienst. Professor Johannes Gründel charakterisierte in seiner Predigt den priesterlichen Dienst und ging auch auf die immer wieder kritisierte Ehelosigkeit der Priester ein.

Von Alexandra Glasl

Begleitet von einem langen Zug mit Ministranten, Geistlichen und Fahnenabordnungen der verschiedenen Vereine zog Breitsameter in die St.-Georgs-Kirche ein. Neben vielen Verwandten waren auch zahlreiche Freisinger gekommen, darunter auch Oberbürgermeister Dieter Thalhammer und sein Vorgänger Adolf Schäfer.

In der vollbesetzten Kirche fand Primizprediger Gründel, bei dem Breitsameter in München Moraltheologie studiert hatte, klare Worte: Zu den wesentlichen Aufgaben des Priesters zählen der Dienst am Wort Gottes und die Spendung der Sakramente. Dies setze aber nicht zwingend eine Ehelosigkeit des Priesters voraus. Auch die Ehelosigkeit von Jesus sei kein Hinweis auf die Notwendigkeit des Zölibats. Wie das Priestertum der Frau, sei auch eine Ehe des Priesters theologisch nicht ausgeschlossen, auch wenn momentan die Kirche einen anderen Standpunkt vertrete.

Gründel unterstrich vor allem den Charakter der Freiwilligkeit. Selbst wenn eines Tages die priesterliche Ehe möglich sein werde, behalte der freiwillige Zölibat seine Bedeutung. „Gott will den ganzen Menschen und seinen ganzheitlichen, radikalen Einsatz“, beschrieb der Theologe die Anforderung an den Priester. Der Zölibat böte die Chance zu diesem Einsatz, der mit einem endzeitlichen Bezug verknüpft werden sollte. Er sei zugleich ein Hinweis auf die Nähe Gottes, auf den der Priester vertrauen und sein Leben aufbauen könne.

Zugleich hob Gründel hervor, daß Priester und Gemeinde unabdingbar aufeinander angewiesen seien. Er

warnte die Gläubigen davor, im Seelsorger einen Übermenschen zu sehen und ihn zum Idealtypus zu stilisieren. Vielmehr sei jeder Priester ein Mensch, der auch Schwächen habe. Die Gemeinde habe die wesentliche Aufgabe, dem Priester zu helfen. Dies könne sie zum Beispiel durch konstruktive Kritik tun: „Herrscht in einem Pfarrbüro eine kalte Atmo-

sphäre, die den Mund verschließt, oder bekommt ein Priester narzißtische Anwendungen, ist die Kritik der Gläubigen gefordert“, betonte Gründel. Abschließend forderte er die Gemeinde dazu auf, den jungen Neupriester auf seinem Weg zu begleiten und ihn auch durch das Gehet zu tragen. Abschließend erteilte Christof Breitsameter den Gläubigen den feierlichen Primizsegen. Zu einem Gespräch mit dem Primizianten hatten die Gläubigen nach dem Festgottesdienst bei einem Frühshoppen im Kirchhof Gelegenheit. Der Festtag schloß mit einer Vesper am Nachmittag, in der nochmals der Primizsegen erteilt wurde.



IN DER VOLLBESETZTEN KIRCHE VON ST.GEORG feierte Christof Breitsameter seine erste Eucharistie. Unser Bild zeigt ihn eingerahmt von Stadtpfarrer Konrad Huber, Professor Johannes Gründel und den früheren Pfarrer von St.Georg, Walter Brugger. Photo: Bungartz

Ein abwechslungsreicher Kammermusikabend

Anke Moser und Andreas Wehrenfennig bringen im Domgymnasium Werke von Bach und Händel zu Gehör

Freising – Moser ist ein wohlklingender Name in der Musikwissenschaft. Professor Hans-Joachim Moser schrieb eine bedeutende Biographie über Heinrich Schütz und verfaßte mit seinem „Musik-Lexikon“ ein Buch, das jahrelang ein unentbehrliches Nachschlagwerk war. Seine Tochter Edda Moser wurde eine bekannte Sopranistin, sein Sohn Dietz-Rüdiger Moser, heute Professor an der Münchner Universität, promovierte in Göttingen über ein musikgeschichtliches Thema.

Anke Moser, die vor drei Jahren ihr Abitur in Freising machte, studiert derzeit an der Hochschule für Musik und Theater in Hannover und hat schon häufig, vor allem, aber nicht nur im niedersächsischen Raum, als Oboistin mitgewirkt. Zusammen mit dem in Freising nicht unbekanntem Harfenisten Andreas Wehrenfennig, der gleichzeitig mit ihr am Freisinger Dom-Gymnasium sein Abitur ablegte, trat sie im dortigen großen Musiksaal bei einem Kammermusikabend auf.

Im ersten Teil spielten die jungen Künstler Musik aus dem Barock, freilich keine Originalkompositionen, da die Harfe zu jener Zeit zu den Fundamentinstrumenten zur Ausführung eines Generalbasses zählte und vor Einführung der Pedalharfe nur selten solistisch herangezogen wurde. Die Angabe der ersten Programmnummer, einer Sonate in g-Moll BWV 1020 von Johann Sebastian Bach, war irreführend, da dieses Stück, eine Sonate in g-Moll für Flöte oder Violine und Klavier,

neuerdings Johann Sebastian Bachs Sohn Carl Philipp Emanuel zugeschrieben wird. Dieses Werk gab den beiden Musikern die Möglichkeit zu musikalisch-beschwingtem Spiel.

Weitgehend stimmte die Angabe bei der Oboensonate in G-Moll Wotq 135 von Carl Philipp Emanuel Bach, freilich mit der Einschränkung, daß im Original „Basso“ (gemeint ist sicherlich Basso continuo) angegeben ist. Die beiden Musiker spielten das Stück als ein echtes Beispiel des empfindsamen Stils. Besonders in den Schlußvariationen konnten sie damit ihre differenzierte Ausdruckskunst vorführen.

Auch bei Stücken aus späterer Zeit konnten aus dem Programmzettel leicht Mißverständnisse entstehen. So ist bei der Oboensonate op. 166 von Camille Saint-Saëns als



ANSPRECHEND und abwechslungsreich waren die Darbietungen von Anke Moser und Andreas Wehrenfennig im Domgymnasium. Bei diesem Kammermusikabend kamen Werke von Händel und Bach zu Gehör. Harfenist Wehrenfennig war früher selbst Domgymnasiast

bt/Photo: Martin

Mit Leib und Seele Lehrer

Studiendirektor Dr. Musiol feierte 60. Geburtstag

weiteres Instrument das Klavier angegeben. Daß dieser Part auf der Harfe nicht übel klingt, konnte Wehrenfennig durchaus plausibel demonstrieren. Original dagegen war beim „Entr'act“ von Jacques Ibert der Harfenpart, während der Komponist beim Soloinstrument an Flöte oder Violine gedacht hatte.

Im ganzen war das vorgeführte Programm und seine Interpretation ansprechend und abwechslungsreich. So musizierten die beiden Künstler außerdem ein stimmungsvolles Pastorale von Marcelle Soulaige und einen recht lustigen „Conte pastoral“ (ist hier etwa mit Hirtenschwank zu übersetzen) von Eugène Bozza.

Um der Bläserin kleine Verschnaufpausen zu gönnen, spielte Wehrenfennig auf der Harfe musikalische Einlagen. Im ersten Teil war es ein Variationensatz von Georg Friedrich Händel, im zweiten Teil eine der beiden Fantasien für Harfe aus op. 35 von Louis Spohr. In diesem klassizistischen Stück konnte Wehrenfennig seine Fingerfertigkeit auf der Harfe gut verdeutlichen.

Als Abschlußstück erklang ein „Omaggio a Bellini“ von Antonio Pasculli, bei dem sich Anke Moser als Interpretin auf dem Englisch Horn vorstellte. Die effektvolle Komposition wirkte wie eine Arie aus einer Oper von Vincenzo Bellini. Auf einen elegischen Teil folgte eine schmissige Cabaletta, die zu starkem Schlußapplaus animierte. So gab es dann noch anschließend eine flotte Zugabe von Scott Joplin.

DIETER THOMA

FNN 22./23.10.94

Freising – Schüler erleben Schule zuvörderst nicht als Gebäude mit Sach- und Personalinventar, sondern als einen Ort, an dem sie der Umgang mit Menschen entscheidend prägt. In diesem Sinne mitmenschlicher Begegnung ist er für ganze Schüलगenerationen des Dom-Gymnasiums ein Begriff: Studiendirektor Manfred Musiol, der vor wenigen Tagen seinen 60. Geburtstag feierte.

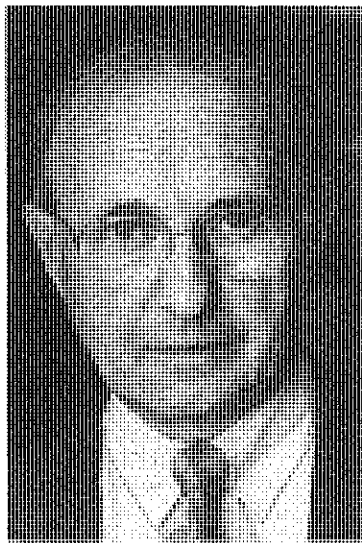
Manfred Musiol wurde in Grottkau in Oberschlesien geboren. Eine kleine Odyssee hatten die Eltern mit ihren fünf Kindern durchzustehen, ehe sie 1950 die Ausreiseerlaubnis aus der Tschechoslowakei erhielten. So kam der 16jährige nach Freising, wo er Schüler des Dom-Gymnasiums wurde. Das Abitur legte er mit Bravour ab, so daß er das Staatsstipendium für besonders Begabte erhielt. Das Studium der Anglistik und Geschichte schloß er 1961 mit dem 1. Staatsexamen ab. Danach war er als wissenschaftlicher Assistent am Englischen Seminar der Universität München tätig, dann zwei Semester lang als Lektor an der Universität Durham in England.

Schließlich wurde der inzwischen promovierte Akademiker nach der üblichen Zirkulation als Refe-

rendar vom Kultusministerium im September 1966 dem Dom-Gymnasium Freising als Studienassessor zugewiesen. Für den hochqualifizierten Wissenschaftler gab es somit eine neue Herausforderung: Die Inhalte seiner Fächer, über die er souverän verfügt, waren mit pädagogischem Geschick und Verve in Herz und Geist der anvertrauten Schüler zu verankern. Und da zeigte sich: Von Anfang seiner Lehrerlaufbahn an war Manfred Musiol Lehrer mit Leib und Seele, hatte weder die Regieanweisungen von Vorgesetzten als Ziel und Zweck pädagogischen Tuns vor Augen, noch den verhängnisvollen Drang mancher Intellektueller, die eigene Überlegenheit dem Schüler gegenüber auszuspielen.

Musiol geht nicht immer nur den bequemeren Weg, da gibt es auch Reibungsflächen und Kontroversen. Aber stets fühlen die jungen Menschen mit feinem Gespür den pädagogischen Eros, die Herzengüte, den Wunsch, keinen leiden zu sehen, so daß trotz reinigenden Gewitters hie und da keiner der Lernenden seinen „Musi“ je hätte missen mögen.

1982 wurde Musiol zum Studiendirektor ernannt und wegen seiner Fachkenntnisse mit der Fachbetreuung Englisch betraut. Zudem ist er Zweitprüfer beim Staatsexamen und ihm obliegt die Ausbildung von Praktikanten im Rahmen des Studienbegleitenden Praktikums. Fast überflüssig zu erwähnen, daß Dr. Musiols Aktivitäten nicht am Suppenteller rand der von ihm vertretenen Fächer enden. Zu nennen sind seine Tätigkeit als Kollegstufenberater, sein Einsatz als Ethiklehrer. Die Partnerschaft des Dom-Gymnasiums mit der Parkway South High School in Saint Louis/USA ist seinem Einsatz zu verdanken. Länger als dieser Schüleraustausch währt der, den Musiol mit einem Gymnasium in Wimbledon initiiert hat. Und was wäre das Dom-Gymnasium ohne die Schulaufführungen, die Musiol auf die Bühne brachte? wp



MANFRED MUSIOL

FNN 11.7.94

SCHWARZES BRETT

Wer kennt noch Adressen von Klassenkameraden?

Und immer noch sammelt der Verein Adressen von ehemaligen (und zukünftigen) Schülern und Lehrern des Dom-Gymnasiums. Auf Wunsch können auch Klassenlisten angefordert werden.

Freunde des Dom-Gymnasiums e.V., Domberg 3-5, 85354 Freising

Erstmals seit Gründung erfolgte am 15.4.94 die Neuwahl des Vorstandes

Folgende Mitglieder wurden in den Vorstand gewählt:

Vorsitzender:	Martin Gleixner	Beisitzer:	Florian Herrmann
Stellvertreter:	Herbert Thalmair		Reinhard Riedl
Schatzmeisterin:	Elisabeth Kuhn		Peter Waltner
Schriftführerin:	Annemarie Schmid		Renate Wehrenfennig
Kassenprüfer:	Annette Neumair		
	Peter Kersch		

Einladungen für Schulveranstaltungen

Wer auch im neuen Jahr von den Veranstaltungen der Theatergruppe oder des Orchesters (Weihnachtsfeier, Absolviakonzert, etc) gesondert unterrichtet werden möchte, kann uns dies per Postkarte einfach mitteilen (siehe letzte Ausgabe). Anschrift siehe Impressum.

Ad multos annos !

zum 60. Geburtstag

Josef Pölsterl, München, 17.1.1935
Hermann Sinnerl, Dorfen, 26.1.1935
Michael Großmeier, Dachau, 21.2.1935
Dr. Heribert Gleixner, Pfaffenhofen, 19.6.1935
Annette Probst, Garching, 13.8.1935
Josef Höß, Haag/Obb., 20.8.1935
Martin Probst, Haimhausen, 31.10.1935
Heinrich Hartinger, Augsburg, 28.12.1935

zum 65. Geburtstag

Paul Gleixner, München, 24.6.1930
Erwin Geßl, Freising, 18.8.1930
Korbinian Springer, Übersee, 30.12.1930

zum 70. Geburtstag

Luise Wegscheider, Freising, 6.3.1925
Theo Brand, Kranzberg, 6.8.1925
Dr. Rudolf La Rosée, Freising, 24.9.1925
Johann Höfer, Bad Feilnbach, 22.10.1925

zum 75. Geburtstag

Wolfgang Diepolder, Freising, 21.2.1920

zum 90. Geburtstag

Andreas Brandmair, Freising, 28.12.1905

Imus, venimus, videmus

Schule ist nicht nur eine Art Purgatorium, sondern sie stiftet offenkundig auch Bleibendes fürs Leben. Wie sonst wäre es zu erklären, daß Abiturjahrgänge sich mit hartnäckiger Anhänglichkeit von Zeit zu Zeit treffen. Wir von der Redaktion des Dom-Spiegels wollen gerne Bilder von solchen Wiedersehensfeiern bringen. Deshalb die Bitte: Schicken Sie uns ein Gruppenfoto zu, falls so eines bei einem Absolviatreffen im Verlauf des Jahres 1995 geknipst wurde. Wichtig wäre es auch, daß die Namen der Teilnehmer angegeben werden. Könnte vielleicht der jeweilige Fotograf seinem Herzen einen Stoß geben und sich dieser Aufgabe unterziehen? Im Namen der Leser dieser Zeitschrift im voraus schon ein herzliches Vergelt's Gott.

Impressum

Schriftleiter: Peter Waltner / Layout, Tastatur und Konverterprogramme: Markus Franke / Layout, Bleistift & Scanner: Christian Kuhnlein / Anzeigenleitung: Frau Wehrenfennig / HP-Laserjet III und Scanner: Christian Ebner / Druck: Stadtdruck Freising / Auslands-Korrespondenz: Captain Han Solo / Sekretariat: Trillian McMillan / Musikalische Unterstützung: Dave Grusin's All Star Big Band und latürnich BB.King / Dienstfahrzeuge diesmal: VW Golf „Pink Floyd“, Centurion, F-15E Strike Eagle, BMW 325i (Golf VR6? Rückspiegel! Kurz und klein!) / „Nu klar Schiff! Die rektangulären Bolfsegel gesetzt und die integrablen Quimbolen gepölkert. In die Wanten und Klambüsen! Ruder hart 8 Volt steuerbart! Die Radialen transponiert und froch in den Floyd Hair gekalkühlt! Gruss und Kumuluss, Mr. Frank und Cpt. Chruss, voll Hochgenuss! Aloa!“ / Anschrift: Freunde des Dom-Gymnasiums e.V., Domberg 3-5, 85354 Freising

Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

Domberg 3-5
85354 Freising



Tel.: 08161/92236 - Bankverbindung: 35352 Sperrer Bank Freising - BLZ: 700 310 00

Beitrittserklärung:

Name: _____ geb.am: _____
Straße: _____ Abiturjahrgang (falls ehemaliger Schüler): _____
PLZ/Wohnort _____

Ich trete dem Verein Freunde des Dom-Gymnasiums e.V. bei.

Als Mitgliedsbeitrag zahle ich *

- den in der Mitgliedsversammlung beschlossenen Mindestbeitrag
(derzeit bis zum vollendeten 30.Lebensjahr DM 10, darüber DM 30)
- jährlich DM _____
(Soweit dieser Betrag unter dem Mindestbeitrag liegt, wird der Mindestbeitrag geschuldet)

Als Vereinsmitglied werden mir die jeweiligen Vereinsmitteilungen kostenlos übersandt.
Zugleich wünsche ich gegen Bezahlung der hierfür entstehenden zusätzlichen Kosten
(Verkaufspreis und Porto) die Übersendung *

- der jährlich erscheinenden Jahresberichte des Dom-Gymnasiums Freising
- der Abiturzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising
- der Schülerzeitung

Der jährliche Mitgliedsbeitrag zuzüglich Kosten für die oben angekreuzten Sonderleistungen *

- wird auf das Vereinskonto überwiesen
- soll im Bankeinzugsverfahren abgebucht werden
(bitte umseitige Bankeinzugsermächtigung ausfüllen)

(Ort) _____ (Datum) _____
(Unterschrift)

(* Zutreffendes bitte ankreuzen)

BANKEINZUGSERMÄCHTIGUNG

Hiermit ermächtige ich Sie widerruflich, die von mir zu entrichtenden Beitragszahlungen und Auslagererstattungen für Sonderleistungen für den Verein

„Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.“,

Domberg 5, 85354 Freising, bei jeweiliger Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos

Kontonummer: _____
Kreditinstitut: _____
Bankleitzahl: _____

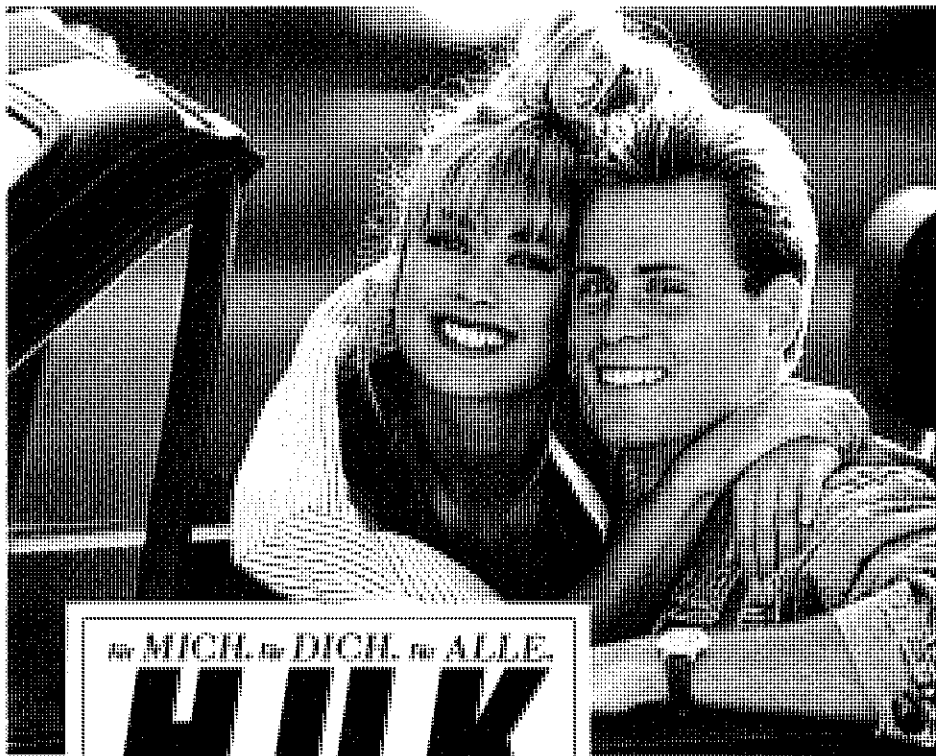
durch Lastschriftverfahren einzuziehen. Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s.o.) keine Verpflichtung zur Einlösung. Teileinlösungen werden im Lastschriftverkehr nicht vorgenommen.

(Ort)

(Datum)

(Unterschrift)

Wir sind HUKgünstig versichert.



für MICH, für DICH, für ALLE.

HUK

Kommen Sie zu uns.
Wir sind ganz in Ihrer Nähe:

Kundendienstbüro
Raimund Lex
Josef-Schlecht-Str. 1B
85354 Freising
Tel.: (08161) 6 85 00
Fax : (08161) 6 85 00

Öffnungszeiten:
Montag - Donnerstag
08:00 - 11:00 und
16:00 - 18:00 Uhr,
Freitag nur
08:00 - 11:00 Uhr

HUK-Coburg

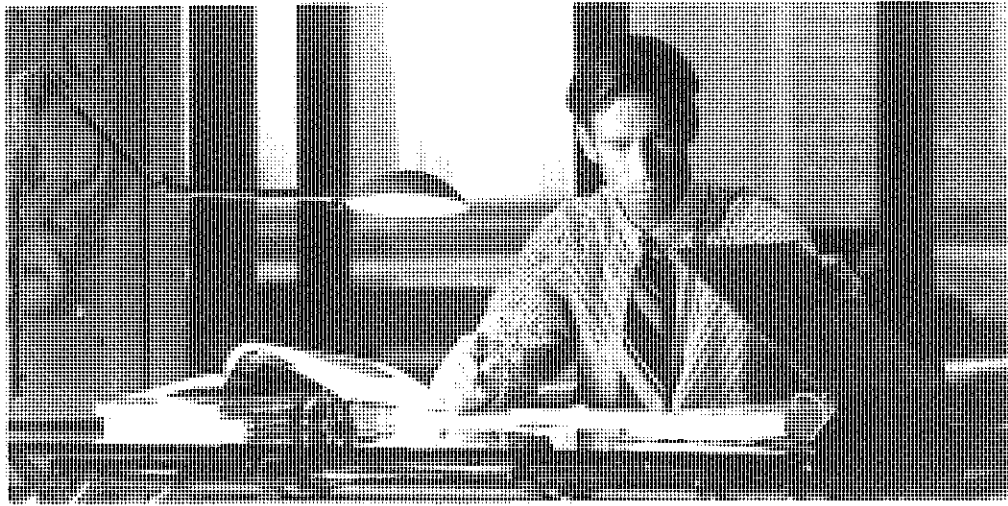


Mehr im Kopf als auf dem Konto!

Sie investieren Zeit in Ihren Kopf. Sie sammeln nicht nur Wissen an, sondern auch Erfahrung - für Ihre Zukunft. Dieses Engagement braucht Unterstützung. Deswegen bekommen Sie bei uns das kostenlose HYPO-Start-Konto. Es enthält die HYPO-Service-Karte für Bargeld rund um die Uhr und seit neuestem auch Telefonbanking. Und zusätzlich sind Sie immer von Profis bestens beraten, damit Sie mit Ihren Finanzen jederzeit vernünftig dastehen. Dafür stehen wir ein - in Ihrer HYPO-Filiale.

**HYPO BANK**

Die HYPO. Eine Bank - ein Wort



IHR GELD HAT AUCH KEINEN 8-STUNDEN-TAG

Sie verdienen Ihr Geld nicht im Schlaf, sondern müssen hart und lange dafür arbeiten. Ein Grund mehr, mit der Anlage Ihres Geldes Profits zu beauftragen, die auch Ihr Geld so effizient wie möglich arbeiten lassen.

Unsere Anlageberater entwickeln für Sie gerne eine Ihren Vorstellungen und Vermögensverhältnissen entsprechende

Anlagestrategie. Als Angehörige der Sparkassen-Finanzgruppe haben sie Zugang zu allen wichtigen Informationen und aktuellen Entwicklungen, national und international. Lassen Sie sich von uns beraten.

wenn's um Geld geht – Sparkasse



Unternehmen der Sparkassen-Finanzgruppe

Wir machen den Weg frei

Sie planen die Zukunft Ihrer Kinder – bei den Finanzen können wir Ihnen helfen.



Volksbanken Raiffeisenbanken